

Kritiker des 19. und 20. Jahrhunderts über Ludwig Bechsteins Werk

1. [Bechstein, Reinhold \(L.B's ältester Sohn, Germanist an der Universität Jena\)](#)
2. [Boost, Karl](#)
3. [Chezy, Wilhelm: Erinnerungen aus meinem Leben](#)
4. [Elschenbroich, Adalbert](#)
5. [Gaedertz, Carl Theodor](#)
6. [Goedecke, Karl](#)
7. [Gutzkow, Karl \(politischer Publizist und Schriftsteller 1811–1878\)](#)
8. [Heine, Heinrich](#)
9. [Hillebrand, Joseph \(Professor für Literaturwissenschaft an der Universität Gießen\)](#)
10. [Hirschberg, Leopold](#)
11. [Hoffmann von Fallersleben, August Heinrich](#)
12. [Killy, Walther](#)
13. [Menzel, Wolfgang](#)
14. [Meyers Konversations-Lexikon \(1888\)](#)
15. [Nachrufe](#)
16. [Nadler, Josef](#)
17. [Rosencranz, Carl](#)
18. [Scherf, Walter in Literaturlexikon](#)
19. [Sengle, Friedrich](#)
20. [Stern, Adolf](#)
21. [Wasserfall, Kurt](#)
22. [Wilpert, Gero von](#)
23. [Wolff, Oskar Ludwig Bernhard](#)
24. [Faustus Rezension](#)
25. [Weitere Konversationslexika](#)

1. Reinhold Bechstein (L.B's ältester Sohn, Germanist an der Universität Jena):

„Wie ernst er es auch mit seinen wissenschaftlichen Aufgaben nahm, so hörte er doch niemals auf, ihnen einen poetischen Inhalt abzugewinnen.“ „Bechstein war weder ein zünftiger Fachgelehrter noch ein schulmäßiger Altertumsforscher, weder ein Historiker noch ein Germanist strengster Observanz, und er wollte es auch nicht sein, noch weniger scheinen ... Wie sehr bei ihm der Dichter das Zepter führte, ersehen wir aus Einzelheiten seiner wissenschaftlichen Werke.“

Ludwig Bechstein in seinem wissenschaftlichen Wirken. In: Einladungsschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Hennebergischen altertumsforschenden Vereins. 1882. S. 36-105.

Bechstein: *Ludwig B.*, Dichter, Novellist und Altertumsforscher, geb. 24. Novbr. 1801 zu Weimar, † 14. Mai 1860 zu Meiningen. Früh verwaist, wurde B.(echstein) von seinem Oheim Johann Matthäus B.(echstein) an Kindesstatt angenommen und erzogen. Von Dreißigacker aus besuchte B.(echstein) bis zu seinem 18. Jahre das Lyceum im benachbarten Meiningen und widmete sich dann zu Arnstadt der Pharmacie, wurde nach vollbrachter Lehrlingszeit in derselben Apothekegehülfe und conditionirte in gleicher Eigenschaft zu Meiningen und Salzungen. Früh schon regte sich sein dichterisches Talent, verschiedene Zeitschriften nahmen seine Poesien und Erzählungen auf; seine erste selbständig erscheinende Schrift, „Thüringische Volksmärchen“, 1823, in welcher sich Musäus' Einfluß zeigte, ließ er auf Wunsch seiner Angehörigen unter verändertem Namen „C. Bechstein“ herausgeben. Eine dem Mittelalter, den Sagen und Märchen aus dem Volksleben, insbesondere seiner thüringischen Heimath zugewandte romantische Richtung, verbunden mit einer schwärmerisch-religiösen Liebe zur Natur, namentlich zur Pflanzenwelt, kennzeichnet seine ersten

Versuche in dieser Richtung, wenn auch im Laufe der Zeit mannigfach schattiert, offenbarte sich in allen seinen folgenden Schriften. Herzog Bernhard zu Sachsen-Meiningen, von Talent angesprochen, ermöglichte ihm 1828 ein dreijähriges akademisches Studium zu Leipzig und München, welches vorzugsweise der Philosophie, Geschichte, Litteratur und Kunst gewidmet war. 1831 zum Cabinets-Bibliothekar und zum zweiten Bibliothekar an der herzoglichen öffentlichen Bibliothek zu Meiningen ernannt, welche Stellung ihm zu schriftstellerischer Wirksamkeit hinreichende Muße ließ, gründete B.(echstein) am 14. November 1832 den Hennebergischen alterthumsforschenden Verein, dessen Director und zuletzt Ehrenpräsident er bis zu seinem Tode blieb. 1833 erster und alleiniger Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek, im J.(ahre) 1840 zum Hofrath ernannt, war er seit 1844 auch bei der Ordnung des Hennebergischen Gesamt-Archivs beschäftigt und wurde 1848 von den vier Theilhabern (Meiningen, Preußen, Weimar und Coburg) als gemeinschaftlicher Archivar angestellt. Zwei größere Reisen hat B.(echstein) in besonderen Schriften beschrieben, die erste, im J. 1835 mit Eduard Duller und O.L.B. Wolf unternommen nach Brüssel und Paris in seinen „Reisetagen“ (2 Theile, 1836), die zweite 1855 nach Oberitalien in „Villa Carlotta“ (1857). — Seine zahlreichen lyrischen und lyrisch-epischen Schöpfungen, die in Zeitschriften, Almanachen, Taschenbüchern u. s. w. zerstreut sind und von denen nicht wenige für die Liedercomposition benutzt wurden, sammelte B. nur einmal selbst in seinen „Gedichten“, 1836. Einige sonst nicht gedruckte brachte er in seinem Sammelwerke „Deutsches Dichterbuch“, o. J. (1846, 2. Aufl. 1854). Sein aus einzelnen lyrischen Stücken bestehendes Lehrgedicht „Neue Naturgeschichte der Stubenvögel“, auf dessen Titel er sich mit Beziehung auf seines Oheims berühmtes Buch „Bechstein der Jüngere“ nannte, ist wenig beachtet und verstanden worden. Eine besondere Vorliebe besaß B.(echstein) für das Sonett; die erste größere Veröffentlichung „Sonettenkränze“ (1828) ließ Bechstein's Formtalent schon deutlich erkennen. Seine größeren epischen Dichtungen tragen vorzugsweise lyrischen Charakter wie „Die Heimons-Kinder“ (1830); „Der Todtentanz“ (1831); „Faustus“ (mit Conturen von Moritz von Schwind, 1833); „Luther“ (1834). Sein letztes, erst nach seinem Tode herausgegebenes Epos „Thüringens Königshaus“ ist wol seine bedeutendste Leistung auf diesem Gebiete. Am productivsten erwies sich B. als Erzähler. Seine zahlreichen Novellen sind meist in Sammlungen vereinigt: „Erzählungen und Phantasiestücke“, 4 Bände, 1831; „Novellen und Phantasiegemälde“, 2 Bände, 1832; „Aus Heimath und Fremde“, 2 Bde., 1839; „Hainsterne“, 4 Bde., 1853, u. a., einzelne seiner Novellen sind auch besonders erschienen, wie z. B. „Grimmenthal“, 1833; „Hallup der Schwimmer“, 1839; „Sophienlust“, 1840; „Philidor“, 1842. Von seinen Romanen behandelten die früheren meist Gestalten und Begebenheiten des Mittelalters oder der Reformationszeit: „Die Weissagung der Libussa“, 2 Bde. 1829; „Das tolle Jahr“, 3 Bde. 1833; „Der Fürstentag“, 2 Bde., 1834; „Grumbach“, 3 Bde., 1839. In neuerer Zeit spielen: „Fahrten eines Musikanten“, 3 Bde. 1837; (2. Auflage in 2 Bden. mit einem 4. Theil versehen, 1854), welcher Roman sich wol den meisten Beifall errang; ferner das Sittenstück „Clarinetten“, 3 Bde., 1840; die Volkserzählung „Ein dunkles Loos“, 3 Bde. 1850; „Berthold der Student, oder Deutschlands erste Burschenschaft“, 2 Bde. 1850; „Der Dunkelgraf“, 3 Theile, 1854; „Die Geheimnisse eines Wundermannes“, 3 Bde. 1856.

Einen besonderen Zweig dieser erzählenden Production, welcher zugleich aus einem wissenschaftlichen Drange erwuchs, bilden Bechstein's Märchen- und Sagen-Sammlungen: „Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringer Landes“, 4 Theile, 1835—1838; „Volkssagen, Märchen und Sagen des Kaiserstaates Oesterreich“ (nur einige Hefte erschienen, 1841); „Der Sagenschatz des Frankenlandes“ (nur ein Theil ersch., 1842); „Deutsches Märchenbuch“ (zuerst 1845 ersch., in mehreren, auch illustrierten Ausgaben und in wiederholten Auflagen verbreitet); „Deutsches Sagenbuch“, 1853; „Neues deutsches Märchenbuch“, zuerst 1856, in zahlreichen Auflagen

erschienen; „Thüringisches Sagenbuch“, 1857. Auch einzelne Märchenerzählungen lieferte B.(echstein), aber mehr in novellistischer Weise. Eine abhandelnde Schrift auf gleichem Gebiete ist „Mythe, Sage, Märe und Fabel im Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes“, 3 Bde., 1855.

Sein Interesse am Drama und Theater bekundete B.(echstein) durch eine kleine anonym erschienene Schrift: „Die Darstellung der Tragödie Faust von Goethe auf der Bühne“, 1831; dagegen war Bechstein's Wirken als Dramatiker untergeordnet. Frühere Versuche veröffentlichte er nicht, nur ein Trauerspiel: „Des Hasses und der Liebe Kämpfe“, erschien im Druck 1835. Seine Texte zu Opern von Nohr, Dorn und Elster seien hier nur erwähnt.

Neben seiner dichterischen Thätigkeit, aber nicht in Verbindung mit ihr, und aus ihr erwachsen, war es die Erforschung des Alterthums, in Geschichte, Poesie, Cultur und Kunst, welcher B.(echstein) sich mit Eifer zuwandte. Seine hier einschlagenden Leistungen, wenn auch nicht höheren Anforderungen strenger Kritik und Gelehrsamkeit entsprechend, waren verdienstlich namentlich um der Anregungen willen, welche sie boten und erweckten. Im Interesse des Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins betheiligte er sich an der Herausgabe der „Chronik der Stadt Meiningen von 1676—1834“, (1835) und von Theil II des „Hennebergischen Urkundenbuchs“ (1847), gab mit Georg Brückner das „Historischstatistische Taschenbuch für Thüringen und Franken“ (2 Jahrgänge, 1844. 1845) heraus und schrieb mehrere Einladungs- und Denkschriften des Vereins; auch lieferte er Beiträge zu den periodischen Schriften desselben. In einem Sammelwerke "Deutsches Museum für Geschichte, Litteratur, Kunst und Alterthumsforschung" (2 Bde., 1842) gab er Seltenheiten, meist seinen eigenen Sammlungen entnommen, heraus. Ein ausschließlich der alten Kunst gewidmetes Unternehmen „Kunstdenkmäler in Franken und Thüringen“ kam über den Anfang nicht hinaus (I. Heft 1844). Bechstein's Hauptleistung auf dem Gebiete der Alterthumsforschung ist das Prachtwerk: „Geschichte und Gedichte des Minnesängers Otto v. Botenlauben“, mit einem Urkundenbuch und Abbildungen (1845). Altdeutsche Dichtungen edirte B. noch zwei: Heinrich Wittenweilers „Ring“ (Publication des litterarischen Vereins in Stuttgart 1851) und das Spiel von den zehn Jungfrauen (Wartburg-Bibliothek I. „Das große thüringische Mysterium“, 1855). Von Bechstein's Vorliebe für Thüringen, welche er nach den verschiedensten Richtungen hin in seinen Schriften zum Ausdruck brachte, geben namentlich seine „Wanderungen durch Thüringen“ (Leipzig, 1838, Theil des „Malerischen und romantischen Deutschland“) und seine Schrift: „Thüringen in der Gegenwart“ (1843) Zeugniß. Ein Denkmal dankbarer Pietät ist Bechstein's Biographie seines Oheims und Pflegevaters: „Dr. Johann Matthäus Bechstein und die Forstakademie Dreißigacker“, 1855. Schließlich sei noch einer kleinen Monographie Bechstein's gedacht: „Der Heerwurm. Sein Erscheinen, seine Naturgeschichte und seine Poesie“.

Ältere *Deutsche Biographie* (ADB) 2 (1875) S. 206-208. In der NDB stammt der entsprechende Artikel von Adalbert Elschenbroich, s.d.

2 Karl Boost:

„Für uns erhebt sich aber die Frage nach dem Platz, der B.(echstein) innerhalb der deutschen Literatur zuzuweisen ist, nach der Literaturströmung, der er am nächsten steht. – Ein Wegweiser wird für uns der Brief, in dem er seine Gedichte mit denen Uhlands in Beziehung setzt. In mehr als einer Hinsicht lässt sich B.(echstein) neben den schwäbischen Dichterkreis stellen. Mit ihm teilt er die romantische Grundlage, die wir überall bei ihm feststellen konnten, das Ausschöpfen und Weiterverarbeiten der von der Romantik gebotenen Anregungen. Aus dieser Grundstimmung flossen die beiden Hauptcharakteristika der Schwaben, das Aufgehen in der Vergangenheit mit dem

Versuche sie neu zu beleben, und zweitens das absolute Gebundensein an das Heimatliche. Außer den drei ersten/ Epen, die andern Spuren folgen, ist auch B(echstein)s gesamte Produktion unter diesen beiden Gesichtspunkten zu begreifen und zu erklären durch eine außerordentlich starke und tiefe Liebe, die er zu seinem Thüringen und dessen Geschichte hegte und die er mit dem „Thüringer Königshaus“ krönte. – Von Uhland im besonderen sehen wir B.(echstein) in seiner Leipziger Lyrik stark abhängig. Ausser dem Nebeneinander von Wissenschaft und Poesie, das wir übrigens auch bei G.(ustav) Schwab finden, sich wechselseitig bedingend und befruchtend, ist namentlich der epische Einschlag in der Lyrik und die starke Beschäftigung mit Sagen und Märchen den beiden gemeinsam. [...] – Verfehlt aber wäre es, B.(echstein) an Wirksamkeit und künstlerischer Nähe neben Uhland stellen zu wollen; die Bedeutung Uhlands erreicht B.(echstein) nicht, eher ist er dem schon erwähnten Gustav Schwab zu vergleichen. Dieser war ihm mit dem Versuch, die Volksbücher neu zu beleben, vorangegangen [...]. Mit Schwab verbindet B.(echstein) ferner, neben den Sagenforschungen und der christlichen Gesinnung, die anspruchslose Art der Darstellung, die Schwunglosigkeit der Ideen, das Streben nach dem Höchsten, die Vielseitigkeit, aber auch der Mangel an Tiefe, die sentimentale Reflexion, die trockene Lyrik und die chronikhafte Behandlung der Stoffe. – Vor allem finden wir aber in Schwab die Epik in stärkerem Masse wieder. [...], die bei B.(echstein) so stark ausgeprägt erscheint, dass sie ihn fast eine Sonderstellung in dieser Hinsicht einnehmen lässt. [...] – Wie die Lyrik und das Epos weist auch die dritte Hauptgattung der B'(echstein)schen Schriftstellerei, der historische Roman, zu den Schwaben, wo wir ihn in ähnlich wie bei B.(echstein) in Hauffs ‚Lichtenstein‘ gestaltet finden (Wilhelm Hauff 1802–1827, sk). An Hauff erinnert auch manches in B(echstein)s Novellendichtung, vor allem das geschichtliche und das phantastische Element.“ Boost beschließt diese Einschätzung indem er Ludwig Storch zustimmt, der Bechsteins Stellung in Meiningen mit der Goethes in Weimar verglichen hat (vgl. StB 131 vom 12.12.1842). Danach heißt es: „Das uneheliche Kind, das sich bis zum Hofrat hinaufgearbeitet hatte, entfaltete eine äusserst fruchtbare, anregende, viele Gebiete umfassende Tätigkeit, die aber nicht auf die oberen gebildeten sozialen Schichten beschränkt blieb, die er auch in die breitesten Massen des Volkes trug, mit dem er häufig in innige Berührung kam, und von dem er äusserst geschätzt und geliebt wurde. [...] – Geliebt von Fürsten, geliebt vom Volke, steht er als äusserst sympathischer Charakter mit seinem verdienstvollen Wirken vor uns.“

Ludwig Bechstein. Versuch einer Biographie unter besonderer Berücksichtigung seines dichterischen Schaffens. Würzburg (maschinenschriftliche DISS) 1925 (215-218)

3. Wilhelm Chezy:

„Eines Tages brachte Spindler in die wackere Kneipe zum grünen Baum am Isarstrande, zum Tölzer Bier, zur schönen Wirthin, zum vierschrötigen Meister Hitzlsperger, zu den flinken runden Kellnerinnen Burgerl, Kathi/ und Cili einen Fremden mit, der – ungefähr 28 bis 29 Jahre alt – den Gelbschnäbeln des Kreises umso weniger jung vorkam, als er auf und nieder einem Philister glich. Eine dürftige Gestalt mit hageren Wangen, die geboene Nase mit einer jener plumpen Silberbrillen gesattelt, welche damals in der Mode waren, vorsichtig zahm in Geberde und Sprache, nüchtern wie ein genügsamer Sachse. Sein Name, damals schon nicht mehr unbekannt, lautete: Ludwig Bechstein. Die Tafelrunde gab ihm den Namen Stechbein und nannte ihn den bürgerlichen Dichter. (Wolgemerkt: in Norddeutschland bedeutet „bürgerlich“ den Mangel eines „von“ vor dem Namen; im Süden jedoch eine Art von zünftigem Adel, indem der Gewerbsmann, welcher diese Bezeichnung führt, damit betont, daß er das Stadtbürgerrecht besitze. Auf *dieses* Verhältniß bezieht sich der Scherz, wenn man von bürgerlichen Musensöhnen spricht.) Im gegebenen Falle that, beiläufig bemerkt, der harmlose Spaß dem Wolwollen der Gesellen keinerlei Eintrag; sie alle hatten den

heiteren Genossen recht gern und waren überzeugt, daß er sich gelegentlich als guter Kamerad bewähren würde. Diese Vorstellung ist ihnen geblieben, hoffentlich nicht allein deshalb, weil eine Enttäuschung keine Gelegenheit fand.

Bechstein war zum Apotheker erzogen und hatte sich verhältnißmäßig spät erst anderen Studien zugewendet, muthmaßlich unter den Fittigen seines Oheims, des bekannten Naturforschers, und dann unter der Gönnerschaft seines angestammten Landesvaters, des Herzogs von Mei/ningen, dem er auch ferner noch eine anständige Versorgung verdanken sollte.

Die Art, in welcher Bechstein hervorbrachte, hatte ihre ganz absonderliche Eigenthümlichkeit. Seine Einbildungskraft schien in einer lateinischen Küche zu arbeiten, indem sie die bezogenen Stoffe und die daraus gewonnenen Präparate in wolgeordneten Büchsen, Flaschen, Kapseln und Schubladen bewahrte, um sie dann nach Recepten in nicht minder geordneter Reihenfolge zu mischen und mit sorgsam angefertigten Etiketten abzugeben. Eines Tages fand ich zufällig Gelegenheit, die vorbereiteten Handgriffe auf dem Receptiertische zu beobachten. Wir hatten mitsammen zu Mittag gegessen und er mich eingeladen, bei ihm Kaffee zu trinken. Unterwegs kaufte er in einer Handlung Papiere von verschiedenem Format und verschiedener Beschaffenheit, eine große Menge. Seine Stube schien einer alten Jungfer zu gehören, so ordentlich sah es da aus. Mit geübter Hand bereitete er in der Kaffeemaschine, was die Morgenländer „das schwarze Wasser der Weisheit“ nennen: doch war die Schwärze von sächsischer Blässe angekränkt. Während ich dampfend den Trank schlürfte und mit dem freundlichen Wirth plauderte, falzte dieser mit genauer Hand eine Anzahl von großen Bogen, schnitt jeden auseinander, bog jede Hälfte zu einem Quartbriefe, falzte wiederum an jeden Quartbrief einen Rand, bei einem ganz genau so breit wie beim anderen, und nachdem er die gewünschte Zahl beisammen hatte, fing er an den obern Rand eines jeden Bruches mit einer Etikette zu verzieren. Seine Handschrift war augenscheinlich sächsischen Ursprunges. In jenen Tagen nämlich erkannte man noch jeden Landsmann am Grundzuge seiner Schrift; damals schrieb man noch nicht mit der Metallfeder, welche zwar dem Einzelnen nicht seine Eigenthümlichkeit benimmt, wol aber den Handschriften aus aller Herren Ländern einen weltbürgerlichen Zug aufnöthigt, und zwar deshalb, weil man damit gar nicht schreiben kann, wenn man sie nicht bis zu einem gewissen Grade regelrecht führt. Wie Bechsteins Zug den Sachsen, verrieth die abgezirkelte Zierlichkeit und Feinheit die pharmaceutische Schule. Mit Erstaunen sah ich ihn schreiben: ‚Das tolle Jahr.‘ Dann kam eine römische I, daneben eine arabische 1, obschon eine solche bereits ganz oben in der Ecke stand. Diese letztere wurde auf dem nächsten Bogen zur 2, auf dem dritten zur 3 und so fort; endlich aber kam unter der laufenden Zahl nach dem Titel ein ‚II.1.‘ zum Vorschein. Jetzt konnte ich nimmer umhin, meinem wißbegierigen Erstaunen Worte zu leihen. Ich erhielt in voller Unbefangenheit die leutseligste Auskunft Das Papier war für einen Roman, „das tolle Jahr“ betitelt, vorgegeben, wie Hafer und Heu für ein Roß. Bechstein behandelte eben den Pegasus als Pferd. Ich wagte die Einwendung, daß doch hie und da der Raum zu eng oder zu weit werden könnte. Mit der Zuversicht eines bleichen Leinwebers in der Miene schüttelte Bechstein lächelnd den Kopf. Das habe ihn noch nie in Verlegenheit gebracht, betheuerte er. ‚Wenn ich morgens aufgestanden bin‘, fügte er hinzu, ‚mache ich ein Gedicht und hernach den Kaffee; dann folgen die andern Arbeiten nach ihrer Ordnung. Am nächsten Montag z.B. kommt das tolle Jahr an die Reihe, täglich zwei Quartseiten, macht für die Woche drei solche Halbbogen.‘

Bechsteins Schrift gab aus. Er beschrieb, wie damals alle Welt, sein Papier auf beiden Seiten, und die drei Halbbogen wöchentlich waren ein ganz anständiges Stück; mir kamen sie gleichmäßig zu wenig und zu viel vor, weil ich in meiner Unerfahrenheit mir einbildete, daß der Dichter genau in derselben Weise arbeiten müsse wie der andere. Der bürgerlich geordnete Fleiß in der Dichtkunst war mir noch

nicht vorgekommen; ich kannte nur die äußeren Gegensätze, den raschen Ungestüm hier, die süße Trägheit dort, die mit einander in einem und demselben Wesen abwechselten. Für Sturm und Drang des Schaffens war der tägliche Abschnitt zu wenig, für die Unlust zuviel.

Bechsteins Vormittagsarbeit war jedoch mit dem Gedicht und den zwei Seiten Roman noch nicht abgewickelt. Auch eine Seite „Novelle“ mußte fertig werden. Was zwischen Roman und Novelle sich einschob, habe ich vergessen; ebenso die Art, wie die gesammelten Stoffe in das Stoffbuch eingetragen, wie Briefe abgefertigt, wie Lesen und Studien getrieben wurden. Ich kann aber versichern, daß alles in seiner Ordnung vor sich ging, genau noch der Vorschrift. Die einzige Unregelmäßigkeit, von der ich erfahren, war die, daß Bechstein hie und da nicht zum Essen ausging, weil ihn ein Buch fesselte. Für solche Fälle hielt er zur Winterszeit Kartoffeln im Vorrath und einen Hafen, um sie darin zu sieden. Butter, Salz und Brod hatte er ohnehin stets zu Hause, so daß er gar nicht aus der Höhle zu kriechen brauchte, wenn/ es ihm nicht beliebte. Abends blieb er häufig daheim. Spindler behauptete, das sei gradezu unbegreiflich bei einem gesunden Menschen; Duller fügte hinzu, diese Sucht der Stubenhockerei sei eine besondere Krankheit. „Ein rechter Kerl gehört Abends in die Kneipe“, meinte ein anderer, der sich nachträglich immer noch darüber „giftete“, daß er viel zu lange unter den Fittigen einer mütterlichen Gluckhenne gehalten worden. Wenn Bechstein selbst wegen der Stubenhockerei gehänselt wurde, berief er sich auf die Gesetze seines Heimathlandes, dessen Namen damals noch häufig „Meinungen“ ausgesprochen wurde. „In Meinungen“, sagte er, „ist man durchaus Herr seiner selbst, und die Gastfreundschaft des Verfassungsstaates Baiern muß solche Freiheit achten.“ – „Vermuthlich hat er den Witz schon irgendwo drucken lassen“, sagte einer dazu, „sonst würde er sein Eigenthumsrecht ausdrücklich vorbehalten.“

Ich kann mich nicht genau entsinnen, was Bechstein während seines Münchener Aufenthalts außer dem Roman „das tolle Jahr“ schrieb; doch meine ich, daß er die Reimsprüche zum Todtentanz vollendete, täglich zwei Eßlöffel voll. Für Spindlers Zeitspiegel schrieb er etliche Erzählungen, oder, wie man damals allgemein noch sagte, Novellen. Gevatter Tod war darunter, das allerliebste Märchen; vielleicht auch Mater Dolorosa und eine kostbare Geschichte vom Traum eines Apothekers, deren Titel mir entfallen ist. In seinen Darstellungen befließigte sich Bechstein der größten Treue in geschichtlicher und örtlicher Beziehung, doch nahm er es mit entfernteren Gegenden nicht immer allzugenu, und so geschah es ihm,/ daß er einmal von Spindler sehr viel auszustehen hatte, weil er einen Fuhrmann mit hochbeladenem Frachtwagen und vier Karregäulen frischweg in Venedig einfahren ließ. Leider hatte der unerbittliche Redactionsrothstift den Lesern die Freude verdorben, sich ebenfalls daran zu weiden, trotz der Einsprache, die sich gegen den Strich (= die Streichung, sk) erhoben, weil ich meinte, es sei dem Dichter eben so gut erlaubt, Roß und Wagen in Venedig einkehren zu lassen, als dem Maler, der Jungfrau Maria ein Gebetbuch mit Goldschnitt in die Hand zu geben. (Overbeck soll der Erfinder dieser *licentia poetica* sein).

Von der weiteren Laufbahn des Dichters weiß ich nicht mehr, als andere Leute auch. Was ich durch Bechstein unmittelbar noch erfahren, war der Tod seiner ersten Frau, die ich als Braut im Bilde gekannt. Das Bild hing über dem Sofa und war zuweilen mit Blumen geschmückt. Besonders hübsch waren die Züge im Rahmen nicht, aber immerhin mächtig genug, den jungen Mann vor allerlei Anfechtungen zu schützen, deren es damals namentlich in München in Hülle und Fülle gab. [...]

Vom Münchener Aufenthalt an bis ganz kurze Zeit vor seinem Tode, noch in seiner letzten Krankheit, scheint Bechstein ununterbrochen den Faden seiner schriftstellerischen Thätigkeit fortgesponnen zu

haben. Jedenfalls ist ein dicker Knäuel daraus geworden. Wenn mir etwas davon in die Hände gerieht, habe es stets mit Vergnügen gelesen, wenigstens bruchstückweise. Ein Buch/ von ihm habe ich mir sogar gekauft, aber – wie ich gestehen muß – nicht dem Verfasser zu Ehren, denn grade die Märchen hat er mit geringer Ausnahme nicht nach meinem Geschmacke erzählt; dafür aber sind die Bilder dazu von Ludwig Richter in Dresden mir desto lieber. Wenn ich eine Zeichnung von L. Richter sehe, lacht mir das Herz im Leibe. [...] – Bechstein ist 1860 gestorben.“

Helle und dunkle Zeitgenossen. Erinnerungen aus meinem Leben. 3. Bd. Schaffhausen (Friedrich Hurter) 1864 (S. 69-76)

„Dieses durch die Pietätlosigkeit des Verfassers gegen seine Mutter bekannte Werk spricht im 2. Buch: *Helle und dunkle Zeitgenossen*. 3. Bändchen. (Schaffhausen. 1864) S. 69-76 (Abschn. 12) von Bechstein im allgemeinen wie über sein Leben in München 1830 im besondern.“ (*Linschmann Nachträge* Nr. 14, S. 150)

4. Adalbert Elschenbroich:

„B.(echstein) hat seinen Vater wohl niemals kennengelernt. Die Mutter überließ das uneheliche Kind in Weimar fremder Erziehung. Erst nach neun in Armut und Gedrücktheit verbrachten Jahren nahm sich ein Verwandter, der Forst/rat Johann Matthäus B.(echstein), seiner an. Er schickte ihn auf das Gymnasium nach Meiningen und danach in die Apothekerlehre nach Arnstadt. Sein früh entwickeltes dichterisches Talent machte den Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen auf ihn aufmerksam, der ihm ein dreijähriges Studienstipendium gewährte. Nach seiner Rückkehr wurde B.(echstein) Bibliothekar an der herzoglichen Bibliothek, gründete den Henneb.(ergischen) altertumsforschenden Verein und übernahm 1848 auch die Leitung des Archivs. Seine beruflichen Pflichten ließen ihm genügend Zeit zur Entfaltung einer umfangreichen literarischen Tätigkeit. Als Sammler und Dichter setzte er die volkstümlichen Tendenzen der jüngeren Romantik fort, wobei jedoch seine historisch-antiquarische Beschäftigung mit dem Mittelalter eine eingeschränkte heimatkundliche Prägung erhielt und die romantischen Themen seiner Dichtungen ins Biedermeierliche transponiert wurden. Er schrieb Phantasiestücke und Volkserzählungen, entwickelte in zahlreichen Prosawerken den historischen Roman in der seit Arnims ‚Kronenwächtern‘ charakteristischen Mischung von Sage und Geschichte weiter und bearbeitete Stoffe der Volksbücher in lyrisch-epischer Form. Die pädagogischen Tendenzen seiner Schriftstellerei sind besonders deutlich zu erkennen durch einen Vergleich seines ‚Deutschen Märchenbuchs‘ mit den ‚Kinder- und Hausmärchen‘ der Brüder Grimm. Bechsteins Absicht war, ein wirkliches Kinderbuch zu schaffen. Daraus lassen sich alle seine Eingriffe in die Überlieferung erklären. Er hatte den Plan, das gesamte deutsche volkstümliche Erzählgut zu sammeln. Dem Märchenbuch trat das ‚Deutsche Sagenbuch‘ zur Seite, ein ‚Deutsches Mythenbuch‘ aber blieb Versprechen. B.(echstein)s theoretische Arbeiten über Volkspoesie und mittelalterliche Literatur haben seinen Sohn Reinhold zur wissenschaftlichen Germanistik geführt.“

Neue deutsche Biographie (NDB) Bd 1, 1953, S. 692/3. In der Älteren *Deutschen Biographie* (ADB) stammt der entsprechende Artikel von Bechsteins ältestem Sohn Reinhold, s.d.

5. Carl Theodor Gaedertz

Aus dem Leben von Ludwig Bechstein. Zu seinem hundertsten Geburtstage.

„Sie müssen reisen“, riet dem jungen Ludwig Bechstein, Herzoglichem Bibliothekar zu Meiningen, ein Freund, welcher wußte, daß ein großer Schmerz in sein Leben getreten war. „Ich fühlte die Wahrheit dieser Aufforderung, herzte noch einmal mein mutterloses Kind und fuhr von dannen. Noch am Thor meiner Heimathstadt hatte ich einen Gruß hinüber zu senden nach einem für mich heiligen Grabe, das in seinem stillen Schoß mein kurzes Glück verschlossen hielt.“

So beginnt der lebenswürdige Dichter und Novellist, der emsige Märchensammler und Altertumsforscher, an dessen hundertstem Geburtstag weitere Kreise seiner gedenken, das jetzt zur Seltenheit gewordene Buch „Die Reisetage“. Durch Thüringen war der Weg nach Frankfurt am Main genommen, dann Rheinabwärts nach Köln. In Düsseldorf hatte Bechstein nach dem Theater den Abend in Immermanns und Grabbes Gesellschaft zugebracht. „Karl Grabbe ist auch in seiner äußeren Erscheinung eine phantastische Grotteske. Wenn man seine kolossalen, oft genialen und Shakespearisch-rohen Dramen gelesen hat und nun deren Schöpfer sieht, so meint man nicht, daß es größere Kontraste geben könne. Dieser glühende, feurige Poet ist so ängstlich bescheiden, daß er gar nicht von seinen Werken reden hören mag und öfter bittet, das Gespräch doch lieber auf ‚anderes dummes Zeug‘ zu bringen. Kommt er in Feuer, so sprühen die genialen Gedanken wie Schwärmer umher.“

Ueber Aachen erfolgte die Weiterfahrt nach Belgien. An den Aufenthalt in Brüssel schloß sich ein längerer in Paris, das ihm nicht sonderlich behagte.

Dort machte er aber eine außerordentlich interessante Bekanntschaft: „Ein Mann meines Alters, mittelgroß, blond, von frischer Gesichtsfarbe und höchst einfach gekleidet, trat in unser Zimmer, den mein Gefährte mir als Herrn *Heinrich Heine* vorstellte. Ich habe mich in der That gefreut, Heine kennen zu lernen; seine Persönlichkeit ist einnehmend, und der Deutsche Ernst auf seinem Gesicht kleidet ihn gut. Wir sprachen von Deutschland; ich fragte ihn, ob er nicht wieder dahin/ zurückkehren wolle? Er lächelte wehmütig und antwortete: ‚Schwerlich. Ich bin der Tannhäuser, der im Venusberg gefangen sitzt; die Zauberfei giebt mich nicht los‘. – ‚Freilich‘, erwiderte ich, ‚und der Deutsche Pabst wird Ihnen nie vergeben‘. Heine hat ein tiefes Gemüth, und es ist ihm nicht gleichgültig, ob man ihn in Deutschland hasse oder liebe. Vielleicht käme er gern zurück, vergäbe ihm der Deutsche Pabst. Deutschland ist eine großmüthige Mutter, sie wird ihm die Wunden verzeihen, die ihr dieser Sohn geschlagen. Was Heine seinem Vaterland zu Leid und zu Wehe gethan, ist nicht so schlimm, als das Unheil das durch seine Nachahmer über dasselbe herbeigeführt zu werden droht, seine Nachahmer sind unverzeihliche Fehler, die ihm zu Schulden kommen; die sich seine Freunde nennen, schadeten und schaden ihm mehr als seine Gegner, deren plumper Haß oft so einseitig wie partheiisch, so lächerlich wie ohnmächtig ist.“ Diese unter dem Eindruck von Heines Persönlichkeit und Bedeutung niedergeschriebenen maßvollen Worte vom Jahre 1835 verdienen gerade in der Gegenwart, die dem Dichter vielfach wenig gewogen ist, hervorgehoben zu werden.

In der Seinestadt sah Bechstein ferner die ihm schon von München her persönlich bekannte Dichterin *Helmina von Chézy* geborene von Klenk, der berühmten Karschin Enkelin, welche, jung an einen Preußischen Offizier von Hastfer verheiratet, nach dieser bald geschiedenen Ehe Paris zum Wohnsitz gewählt und sich mit dem Sanskritforscher Antoine Léonard de Chézy vermählt hatte. „Dort fand ich diese geistreiche, gemüthvolle Frau wieder; sie war beschäftigt, nachgelassene Papiere ihres Mannes zu ordnen, der ein großer Orientalist und bei der Königlichen Bibliothek angestellt war. Sie schenkte mir die von ihr herausgegebene, französisch geschriebene Nachricht über das Leben und die Werke

ihres Gatten. Ich schied von ihr mit Dank und der Hoffnung, ihr irgend einmal im Deutschen Vaterlande zu begegnen, das allen echten Deutschen doch immer höher steht als Paris.“

Mit vielen interessanten Beobachtungen und schönen Erinnerungen nach Meiningen zurückgekehrt, brachte Bechstein dieselben zu Papier. Die Vorrede seines Buches datiert vom August 1835; dasselbe kam in zwei Teilen heraus.

Ein Brief der Frau von Chézy erfreute ihn in dreifacher Weise: erstlich, daß sie wieder in Deutschlands Marken weilte, wie er gewünscht und gehofft hatte, nämlich in Heidelberg, zweitens, daß sie an ihn dachte, und drittens, nun, daß sie ihm geschrieben. „Die allzuweite Ferne von sich Kennenden“, antwortete er ihr im März 1836, „ist weder für die Seelen und Geister, noch für die Herzen zuträglich, was man auch gegen diese Meinung einwenden möge./

Sehr spät lesen Sie mein tolles Jahr*), das in Deutschland nun schon vergessen ist. Es freut mich, wenn es Ihnen, der Frau von hellem Blick und treuem Herzen, gefiel. Wer weiß, ob ich je Zeit und Liebe gewinne, einen ähnlich großen Roman zu schreiben. Jetzt widme ich viele Vorliebe meinen Thüringischen Sagen, die auf eine ganze Reihe von Bänden angelegt und berechnet sind.

Eine druckfehlerwimmelnde Schilderung meiner Pariser Reise erschien jetzt in zwei Bändchen ganz in Ihrer Nähe, in Mannheim bei Hoff, darin ich auch Ihrer freundlich gedacht habe. Ich bin gar nicht mit diesem Buche zufrieden. Mehr Freude macht mir ein besser gerathenes Kind, Herzblatt und Nesthäkchen, meine „Gedichte“, welche auch jetzt bei Sauerländer in Frankfurt fertig wurden.

Auf die Sammlung Ihrer Poesien freue ich mich und will sie gern empfehlen, wo und wie ich kann; nur Ihr Plan, Subskribenten zu sammeln, hat nicht ganz meinen Beifall, macht Ihnen Arbeit, Ihren Freunden Mühe und – Betrübniß, wenn sie bei Hartherzigen vergebens anklopfen, und nützt der Sache wenig oder nichts. Sie kennen zu sehr meine Aufrichtigkeit, als daß ich fürchten möchte, Sie könnten mir zürnen, daß ich meine Meinung so gerade heraussage, dafür bin ich ein – Meinunger.

Daß Sie nicht geistig heiter sind, thut mir weh und leid. Viel erfüllte sich von dem Trüben, was Sie in München schon ahnten; doch es geht Alles vorüber. Es ist nie gut, wenn uns Ahnungen überwältigen, und sie täuschen oft. Erinnern Sie sich, wie Sie in Paris mir sagten, es bereite sich etwas sehr Unheilvolles vor, das Volk sei aufgereggt, Alles war gespannt auf den Ausgang des Ungeheuerprocesses (Frühjahr 1835, sk), und er ging spurlos vorüber; nichts erfolgte, als ein einseitiges Assassinat, das vom Volk verabscheut wurde und für das sich keine Hand weiter erhob. – Mir hat Paris nicht gefallen, ganz Frankreich nicht, soviel ich davon sah, denn ich sah nur zwei Straßen und Gegenden, wenn ich die Champagne ausnehme, ohne Charakter, und der Charakter der Champagne ist auch nicht sonderlich markiert, noch weniger anziehend. Erst gegen die Vogesen hing mir das Herz wieder auf; dieses Gebirge hat in seinen Formen und Umrissen viel Aehnliches mit dem Thüringer Wald. Als ich in Savern, wo die Post nach Mitternacht hielt, wieder den ersten Deutschen Fluch hörte, war er mir lieber als eine Cadenz Rubinis und klang mir süßer.

Ihre Güte fragt, wie ich lebe? Im Ganzen gut und heiter. Das fröhliche Schaffen beglückt mich; ich bin eineinfacher Mensch, der vom Leben und Mitmenschen nicht zu viel verlangt, auch nicht zu viel erhält, daher von Vielen geliebt, von Wenigen beneidet, gehaßt vielleicht mit Grund von Keinem. In meiner amtlichen Stellung bin ich das A und O, Oberbibliothekar und Handlanger, Niemand über, Niemand neben, Niemand unter mir: diese Gesellschaft gefällt mir wohl, ich vertrage mich mit ihr und bin verdrußfrei. Mein kleiner Reinhold**) ist gesund und blüht zu meiner Freude auf; ein Glück

mehr. Ich preise Gott mit Dank, so oft ich ein liebes Kind küsse. Jeder Kuß ist ein Gebet für seine Erhaltung. Ich schlürfe mit Lust den Wonnebecher dieses Glücks und vergesse nicht, mir dabei zu sagen, daß eine Zeit kommen wird, ja kommen muß, wenn ich sie erlebe, wo aus dem kleinen Engel ein großer Bengel wird, der mir Sorge macht, wenn nicht Schlimmeres. Sie wissen ja, wie Kinder sind, wenn Leute aus ihnen geworden.

Außer dem Sagenschatz des Thüringerwaldes schreibe ich jetzt eine biographische Novelle „Fahrten eines Musikanten“. Davon ein andermal!

Mit der guten Ottenheimer blieb die frischgrüne und zärtliche Epheuranke einer ununterbrochenen Korrespondenz freundlich fortgepflegt; und was Sie vielleicht nicht wissen und nicht ahnen, auch mit Fräulein Anna Maria W ... spann sich eine solche an, wozu sie den ersten Impuls gab. Es scheint ein recht gebildetes und gemüthvolles Frauenzimmer, und es geht ein Vertrauen aus ihren Briefen an mich hervor, das ich fürchte, kaum zu verdienen. Sicher hält sie mich für besser als ich bin, wie gewöhnlich die Frauenzimmer unser Geschlecht, bis sie es näher kennen lernen. Kannten Sie diese Damen schon in Wien, oder datiert Ihre Bekanntschaft sich auch erst aus Paris? Kennen Sie der Mädchen Herzen und Charakter genauer? Sie, diese Damen, hätten es gern gesehen, wenn ich nach Wien gekommen wäre, allein ich kann an eine so weite Reise jetzt nicht denken; die Pariser liegt noch in allen Maschen meines Geldbeutels. ... Auf der schönen Bergstraße hatte ich übles Wetter, in Darmstadt fand ich viel Wohlwollen und freundliche Gesinnung, in Frankfurt hatte Eduard Duller mittlerweile, daß ich in Paris war, eine recht lebenswürdiges Weibchen genommen und flitterte selig. (Hier Porträt von L.B. mit Originalunterschrift, sk). Karlsruhe gefiel mir nicht, dieses Fächerpalmenblatt, darin alle Falten voll markaussaugender Schildläuse sitzen, kommt mir fast ausländisch vor im Deutschen Städtewald; doch macht man dort feine Stahlstiche.

Doch es sei genug geschwätzt! Leben Sie wohl und behalten mich in freundlicher Erinnerung!

Viele Jahre verstrichen, ohne daß Beide mit einander in direkte Berührung gekommen wären. Da hörte Bechstein im Sommer 1848 endlich wieder von seiner alten Freundin, die ein schweres Leid be/troffen hatte (Tod des Sohnes Max 1846, sk), und er schrieb ihr sehr inhaltsreiche, seine Vergangenheit und inzwischen veränderten Lebensumstände, sowie seine wissenschaftlichen und politischen Ansichten berührende Zeilen:

Meiningen, 24. Juni 1848

Es schmerzt mich tief, daß nach langem Schweigen Ihr erster Brief an mich – der Träger einer Trauerbotschaft ist, die mich eben so sehr überrascht als betrübt und für mich eine beklagenswerthe Neuigkeit war. Lassen Sie mich Ihren gerechten Schmerz durch Schweigen ehren.

Sie empfehlen mir mit der mütterlichen Wärme, die Sie stets jungen aufstrebenden Talenten widmeten, einen Landsmann von mir, dessen ich mich flüchtig erinnere, Herrn Fr. Müller. Ich finde in seinen Gedichten, die er mir übersendet, mit Freude ein schönes und reines Talent, das eben im Aufblühen begriffen; da es aber vorläufig nur noch um die Rose der Jugendliebe schwärmt und flattert, so läßt sich nicht mit Bestimmtheit voraussagen, ob und wie es sich kräftigen werde in den Stürmen und gegen die Stürme des Lebens. Es ist so leicht, Lyriker zu sein, und man wird es durch den Anhauch Gottes in der Natur und in der Liebe, aber ein *Dichter* wird man dadurch nicht.

Es sollte mir leid um Herrn Müller sein, wenn er seinen – ob noch so ungerne getragenen Stand im Vertrauen auf seine Dichtergabe verlassen hätte. Als ich dasselbe that, was er, nach zehnjährigem

Fesseltragen (doch wußte ich auch unter diese Fesseln Blumen zu legen), war ich bereits nicht mehr Jüngling – 28 Jahre alt –, und es war doch noch nicht zu spät. Ich wußte, was ich wollte, hielt ein bestimmtes Ziel fest im Auge und erreichte es mit Gottes Hülfe – die Zeit war günstig, günstig standen die Sterne. Aber jetzt, wo wir auf ganz unterhöhltem Boden stehen, wo eine wühlende Partei auch hier nichts lieber hört als Hecker**) hoch! Es lebe die Republik! – wo die Throne wanken und dem edlen Herzog die Mittel genommen sind, für mehr als den praktischen Nutzen zu wirken, – jetzt kann ich nicht kommen und auf einige lyrische Ergüsse hin Unterstützung für ein Landeskind nachsuchen. Allein ich will den Weg vorzeichnen, welcher einzuschlagen ist, – falls nicht Alles zusammenbricht. Lassen Sie bis gegen Michaeli Herrn Müller privatim sich auf die von ihm zu wählende wissenschaftliche Laufbahn mit Ernst vorbereiten, mahnen Sie ihn freundlich ab von Liebeständeleien, für/ welche die Zeit viel zu ernst ist, – und stehen wir bis dahin noch auf festem Boden, giebt es och regierende Deutsche Fürsten, so wolle sich dann Herr Müller mit einem Schreiben an Se. Hoheit den Herzog selbst wenden und um eine Unterstützung zum Behuf von Universitätsstudien einkommen. Bisher sind immer junge Talente unterstützt worden, warum sollte er, wenn er mittellos ist, es nicht auch werden? Dieses Schreiben sende er dem Herrn Kabinettsrath Mosengeil (Sohn des Dichters). Legt er Proben seiner poetischen Leistungen bei, so bekomme ich diese wahrscheinlich zum Referat und (hier Bild von Bechsteins Wohnhaus in Meiningen, sk) werde gewiß gerecht und wohlwollend verfahren. So wird die Form gewahrt und richtiger Weg eingeschlagen. Seine Zeugnisse füge er bei, und will er sich der Philologie zuwenden, so wird diese ihm jedenfalls Aussicht nach mehr als einer Seite hin eröffnen.

Man hat Sie nicht getäuscht, wenn man Ihnen sagte, daß ich in beglückender Häuslichkeit lebe. Mein kleines Tuskulum erblicken Sie oben von der Süd und Westseite; – allein, wird nicht bald jeder halbwegs Glückliche seufzen müssen: Ich *war* glücklich!? Die Familie wächst, das Einkommen verringert sich, – ich habe nie kaufmännisch rechnen gelernt – ich habe mich umgeben mit Gegenständen voll geistigen Reizes, Büchern, Sammlungen, als da sind: Autographen, Kupfermünzen, Holzschnitten, alten Kupferstichen, Pergamentmalereien,/ ethnographischen und Kunstsachen, selbst Rüstungen, Stickereien, Chinoiserien und dergleichen; noch immer denke ich eines schönen Buches, das ich bei Ihnen in Paris sah und nie wieder, es enthielt Abdrücke alter Niellen in Silber- und Golddrucken, war es vielleicht Duchesne oder Ottley***), in einem Prachtexemplar, oder was war es für ein Werk? Damals verstand ich noch nichts von diesen Seltenheiten alter Kunst, Und nun – was sind jetzt alle diese Schätze werth? Fast nichts. Und wo sind Käufer? Nirgend.

Und da sehe ich – wie die Fürsten schon lange das Gespenst der Mediatisierung – das Gespenst der Verarmung aufsteigen und muß mir sagen, daß ich ein schlechter Rechner war.

Alles jüngst Begonnene und Unternommene hat der Sturm der Gegenwart verweht und zerrissen, und jede Aussicht auf Verdienst durch die Feder ist auf lange dahin. Der Zeitungsschreiberei aber mich in die Arme zu werfen, bin ich zu stolz. Ich habe eine früher begonnene Arbeit – die Biographie meines Onkels, des Naturforschers, – verbunden mit einer Geschichte der Forstakademie Dreißigacker, wieder hervorgesucht.****) Nebenbei beschäftigen mich – leider jetzt/ auch ohne Lohn – Archivarbeiten, und blicke ich in die alten Aktenbände und Pergamente, so steht auf vielen, vielen Blättern der Spruch: Nichts Neues unter der Sonne; Alles schon dagewesen! Die Buchhändlerbriefe von 1806–10 lauten ebenfalls *unisono*, als wären sie vorige Woche geschrieben worden.

Leben Sie wohl in dem schönen Heidelberg, sofern es dort noch schön ist. Haben Sie kein Blättchen mehr von Ihrer Großmutter? Sie versprachen mir, wenn Sie einmal an das Ordnen Ihrer Papiere gelangen, mir Einiges zuzuwenden. Ich habe mit Mäßigung zwar, aber mit Konsequenz fortgesammelt und ganz Bedeutendes erlangt. Sehr lieb wären mir auch Französische Notabeln.

Stets mit treuanhänglicher alter Freundschaft!

Eine mit der angesehenen Leipziger Verlagsbuchhandlung von Georg Wigand angeknüpfte Verbindung sollte Bechstein zum Segen reichen. Bereits 1839 hatte er sich an dieselbe gewandt wegen etwaiger Weiterführung des Chamisso-Gaudyschen Musenalmanachs. Schon längere Zeit trugen er und Dr. Ludwig Storch in Gotha sich mit der Idee, ein ähnliches Unternehmen ins Leben zu rufen und unter Zuziehung der beliebtesten Deutschen Lyriker, ohne Rücksicht auf sogenannte Schule und kleinliche Parteiung, die den inneren Kern der Deutschen Poesie wahrhaftig nicht fördern, nur mit Ausscheidung aller geschraubten Afterpoesie, eine neue Versammlungshalle Deutscher Dichter zu begründen. „Was meinen Sie dazu?“ hatte Bechstein an Wigand geschrieben. „Ausstattung einfach, edel, würdig. Ein Portrait vor jedem Jahrgang, vor dem ersten Hoffmann von Fallersleben. Der Titel: Neuer Deutscher Musenalmanach, oder, um Antiquitäten zu beseitigen: Neuer Deutscher Liederhort, oder: Die Wunderblume, Ein Deutscher Liederschatz für 1840. Alle Formen der lyrischen Poesie in freier Entfaltung. Das neue Jahrzehnt würde sich gut zu solchem Beginn eignen. Persönliche Bekanntschaft mit Uhland, Rückert, Schwab und vielen andern würde mächtig helfen. Es gälte eine Probe!“ – Der Plan blieb unausgeführt. Dagegen erschienen späterhin mancherlei Arbeiten Bechsteins bei Wigand, vor allem das oft aufgelegte, illustrierte „Deutsche Märchenbuch“ und „Deutsche Sagenbuch“, sowie die von mir bis auf die Gegenwart fortgesetzten „Bildnisse und Lebensabrisse berühmter Deutscher Männer“. Besonders durch diese drei Werke ist der Name Ludwig Bechstein in breiten/ Schichten unseres Volkes ein vertrauter geworden; sie brachen sich bald Bahn, fanden Anklang und Teilnahme beim Publikum, vornehmlich bei der Jugend, und erfreuen sich noch jetzt fast unverminderter Gunst. Was die Märchen betrifft, so sind manche frischer und mit mehr Humor erzählt als bei den Gebrüdern Grimm. Die von Bechstein schon früher zu verschiedenen Zwecken angelegten Sammlungen von Märchen und Sagen unterstützten ihn sehr. Selbständig und sorgfältig in Darstellung und Anordnung, Auswahl und Sichtung, glücklich im Ton, verstand es Bechstein, Alles in konkreter Kürze zu erzählen, welche dennoch die Beigabe der Anmut zuließ. so schuf er rechte Haus- und Volksbücher. Nach Fertigstellung der Sagen, die jede andere Sammlung auch wegen der umfassenden Allgemeinheit übertreffen, durfte er wohl zu seinem Verleger äußern: „Das war ein schweres Stück Arbeit“; scherzhaft fügte er hinzu: „Tausendsasasagenarbeit!“ –

Mit gleicher Lust und Liebe förderte er eifrig den Deutschen Ehrentempel. Es war keine leichte Arbeit, in engbegrenztem Rahmen Charakterbilder von geschichtlicher Wahrheit, gerechter Würdigung und sachgemäßer Rundung zu zeichnen, stets nur das Wesentliche, stets nur die Hauptzüge, womöglich auch etwas Neues oder doch minder Bekanntes, an Umfang gleich lang oder richtiger gleich kurz, nicht gelehrt, trocken, schwerfällig, sondern leicht, gefällig, frisch und lebenswarm. Bei jeder biographischen Skizze ein Portrait, damit der Anblick der Physiognomie des Mannes seinen geistigen Einfluß übe. Bechstein hatte ebenso große Freude am Auswählen der Persönlichkeiten, wobei er speziell Rücksicht nahm auf tüchtige Kernnaturen, die sich aus dem Volke empor gearbeitet und Berühmtheit erlangt hatten, als am Beschaffen der Bildnisse, wobei seine reichhaltigen Mappen ihm sehr zu Paß kamen. Das Ganze ist denn auch von *einem* Geist belebt und durchdrungen.

Neben seiner vielseitigen publizistischen Tätigkeit lag Ludwig Bechstein, dem das Bibliotheksamt freilich weit mehr Muße gewährte als einem Bibliothekar heutzutage, mit Fleiß den freiwillig übernommenen Pflichten als Direktor des schon 1832 von ihm gegründeten Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins ob. Nach allen Windrosen streckte er feine Fühlfäden aus, um für diese Schöpfung Erwerbungen zu machen. „Können Sie Etwas erhalten, was Ihnen nicht selbst am Herzen liegt“, schrieb er einem Gönner, „so bin ich von Ihrer Güte für unsre Alterthumssammlungen überzeugt, ohne twas vorschreiben zu wollen. In Münster mag noch viel stecken.“ Zahlreich sind seine in den Sitzungen gehaltenen Vorträge, von denen einer im Vereinsarchiv abgedruckt ist, nämlich eine Abhandlung über die Trompetengeige, ein altertümliches musikalisches Instrument. Ein begeisterter Verehrer der/ Frau Musika, bemerkt Bechstein bereits in dem oben erwähnten Buche „Die Reisetage“: „Es ist doch etwas Herrliches um schöne Musik, sie ist eine Weltsprache, die man nicht zu sprechen braucht und doch versteht, die man nicht in artistischem Sinn zu verstehen braucht und doch tief in die Seele hinein fühlt. In der Musik ruht immer noch die Zauberkraft, die aus Orpheus' Leier tönte. Nächstens werde ich einen biographischen Roman schreiben, Fahrten eines Musikanten; dann wollen wir dieses Thema weiter variieren.“

Bechsteins im Archiv aufbewahrten Aufsätze beschäftigen sich vorzugsweise mit alten Münzen, Brakteaten, Sparpfennigen u.s.w. Hervorgehoben seien hier die „Andeutungen über den Holzschneider Michael Wohlgemuth“, „Etwas über Steinmetzzeichen“, „Antiquarische Spaziergänge“ und „Zur Erinnerung an das vierte Jubelfest der Erfindung der Buchdruckerkunst“.

Von allgemeinstem Interesse aber ist seine in der Johannistage 1850 zu Meiningen gehaltene, von Goethe ausgehende, gedankenreiche Rede „*Das Flüchtige und das Beständige*“.

Wie Bechstein das liebevollste Verständniß sowohl für die geistige Größe, als auch für die geniale Persönlichkeit des Dichterstürzen in mehreren Novellen bekundet hat, so offenbart ebenfalls diese Rede sein tiefes Eindringen in die Ideenwelt Goethes, dem er sich obendrein als Freimaurer brüderlich verbunden fühlte. Dieselbe verdient, nach dem in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Original-Manuskript, der Vergessenheit entrissen zu werden, und lautet:

Der große Altmeister Goethe dichtete bei einer Logenfeier zu Weimar, am 3. September 1825, drei Lieder, unter ihnen den wundersam schönen Zwischengesang:

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!

Dieser Gesang ist durch viele Bauhütten unseres Bundes geklungen und hat gewiß manches schöne Gefühl geweckt, manches Nachdenken angeregt.

Ich vernahm ihn in dem Bruderkreise, in welchem er zuerst erklang, in den Hallen, für die er bestimmt war: am Tage der Erinnerungsfeier, welche die Loge Amalie der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages ihres unsterblichen Meisters vom Stuhl, Goethe, in erhebender Weise weihte.

Es fiel mit diesem Liede ein neuer Strahl in mein Maurerleben, und ich ließ diesen Strahl nicht wieder aus meiner Seele. Er erschien mir wie ein Friedensbogen nach dem Zeitgewitter, das vorübergebraust war und noch mit schwarzen Wolken am Horizonte hing./

Um so glänzender, farbenreicher leuchtete jener himmlische Bogen.

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!

Ihr sucht bei ihm vergebens Rath;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner That.

Wie der Physiker mit Hilfsmitteln der optischen Wissenschaft den Farbenstrahl des Prisma zu zerlegen vermag und sich das reine Licht gewinnt, so wage ich mit der Seherkunst des Geistes jenes schöne Lied – nicht zu zergliedern und durch Urtheil seinen Farbenglanz abzuschwächen, sondern dem geistigen Ohre die harmoniereichen Farbentöne desselben einzeln erklingen zu lassen.

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!

Was ist das allzu Flüchtige? Ach, es ist all das irdische Thun und Treiben, das uns in unsichtbaren Banden gefesselt hält, dem wir uns nimmer entschlagen können außer in Stunden höherer Weihe, es ist unser Wünschen, Hoffen und Sehnen, unser Mühen und Arbeiten, unser Dichten und Trachten, unser Ringen und Streben. Wie selten, daß wir in ihm ein Genügen finden, wie selten, daß wir einem uns beglückenden Moment zurufen mögen: „Verweile doch, du bist so schön!“

Wohl „suchen wir vergebens Rath“ beim Ringen und rastlosen Treiben des Alltagslebens. Das Gefühl treuer Pflichterfüllung giebt uns Beruhigung. Rath, wie unser höheres, geistiges Sein sich gestalten solle, giebt es uns nicht.

Die lebensvolle Hingabe an die, unsere *Gegenwart* bewegenden Zeitinteressen, giebt sie uns Rath, wenn wir ihn bei derselben suchen? O nein, sie regt auf, sie verwirrt, sie wechselt und macht uns selbst wanken und schwanken, es ist nichts Dauerbares an ihr, sie gehört selbst dem allzu Flüchtigen an.

Was ist Rath? Innerer Friede, das und nichts anderes ist es, was hier der Dichter meinen konnte, nicht die Entscheidung über eine Zweifelfrage.

Aber auch der Blick in die *Zukunft* giebt uns selten, ja er giebt uns kaum den inneren Frieden. Ich meine den Blick in unsere irdische Zukunft. Wer unter uns kann sagen: so und nicht anders wird und soll mein Leben sich in der Folge gestalten? Alle sind wir den Wechselfällen des Lebens unterworfen, das uns im ewig schwankenden Nachen auf ruhelosen Wellen schaukelt.

Wir haben stets mehr zu fürchten als zu hoffen, wenn wir den Blick nach unseren künftigen Tagen, so viel deren uns noch vergönnt sind, hinlenken./

Und die *Gegenwart*? Ist sie so blüthenreich und schön, giebt sie uns eine Bürgschaft des Glücks auch nur für eine Spanne Leben? – Nein, sie gleitet rasch dahin, und wie im Strome Welle auf Welle, so folgt ein Tag dem anderen Tage, und der einzige Rath, den sie uns geben kann, ist jener eines Römischen Dichters: *Carpe diem!* Fasse den Tag!

Aber die Vergangenheit?
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner That.

Die Vergangenheit ist es, die uns Bilder hoher und edler Thaten zeigt, wenn die Gegenwart uns verwirrt, wenn die Fernsicht in die Zukunft sich trübt und verschleiert.

Viele dieser Bilder und Thaten könnte ich zeigen und nennen, ich will mich auf eines nur, auf eine beschränken.

Unsere Loge – ist sie nicht ein in schöner That vereinigt Tüchtiges, ein wohlbegründeter Bau des Vergangenen? Würden wir auch mit dem besten Willen im Stande sein, jetzt, in unserer nur allzuflüchtigen Gegenwart, einen solchen Bau zu begründen?

Nein, wir würden es nicht, denn ungünstig ist unsere Zeit im Allgemeinen dem Maurerthum; abgelenkt hat seinem stillen tiefen Ernst, seinen reinen Freuden, seinen bedeutsamen Formen eine Zeitperiode die zwar ernst ist, aber ohne Tiefe, die zwar noch Liebe und Haß lehrt, aber das Gemüthsleben verspottet, und die allen Formen Kampf bietet.

Wir dürfen, können uns nicht verhehlen, daß es in den letzten Jahren anders geworden auch in unserem Bruderkreise, aber nicht besser, nicht schöner.

Die schöne That der Liebe, in der sich das Vergangene verewigt, sie ist uns, hoffentlich nicht auf immer, verloren gegangen. Nicht auf immer verloren, denn das Samenkorn der schönen That wuchert fort durch immer neue Keime, neue Anregungen.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft,
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

Das Lebendige, das ist eben die That, die Liebesthat, die Maurerthat, die weiterwirkt durch Folg' aus Folge und sich „neue Kraft gewinnt“.

Wir würden nicht hier um unseren Altar gereiht sein, wir würden nicht aus dem Munde unseres Meisters vom Stuhl Worte der Liebe/ und Weisheit vernehmen, wenn nicht die Väter diesen Bund begründet, nicht ihre Liebe in schöner That verewigt hätten.

Alles Gute, was wir im Stillen wirken, jede Wohlthat, die wir spenden, empfangen und empfinden, jede Rührung, die uns sanft bewegt, jeder Blick vom Herzen zum Herzen, jeder brüderliche Händedruck – was ist es denn? Folge aus Folge, die in neuer Kraft lebendig wird, die uns lehrt, es den Vätern gleich zu thun, auch unser Sein in schöner That zu verewigen, damit auch auf uns die Augen der nach uns Kommenden, als an einem Vergangenen, in welchem Tüchtiges gelebt, mit Liebe weilen, sich auch an uns erfreuen, erstarcken.

Das wird die „Gesinnung, die beständige“ sein, die den Menschen, die uns dauerhaft macht, dauerhaft im Vorüberrollen und Vorüberstürmen des allzu Flüchtigen in Zeit und Gegenwart.

Die jüngste, so sehr bewegte Zeit erhob das Wort „Gesinnung“ zu einem Feldgeschrei, zum Stichwort im politischen Drama, zum Parteibanner, es wurde damit gespielt, wie ein Gaukler mit hohlen klingenden Kugeln Künste macht. Man sprach und schrie so viel von Gesinnung und Gesinnungstüchtigkeit, die in sogenannter *politischer Durchbildung* wurzeln sollte, ohne welche auf Erden kein Heil zu finden, daß es schien, als sollten mit einem Male Glaube, Religion, Redlichkeit, Milde, Barmherzigkeit, Liebe, Treue und was sonst die Herzen der Menschen beglückt und erhoben, *gar* nichts mehr sein, gelten und bedeuten und nur die Gesinnung den Inbegriff aller Tugend aller Sittlichkeit, aller Vaterlandsliebe vorstellen.

Nun, diese Gesinnung, von der schon Niemand mehr redet, in aller Geltung, – die „beständige“, von welcher Goethe spricht, die den Menschen „dauerhaft“ macht, war es nicht, denn wir haben leider gar zu Viele, die sich selbst und die Andern für außerordentlich „gesinnungstüchtig“ hielten, sich dem allzu Flüchtigen gesellen, wanken und schwanken, Farben spielen und Farben wechseln gesehen, wir haben Schauspiele mit einem zahlreichen Personal aufführen sehen, und – die Woge der Zeit hat sie hinwegespült.

Die Gesinnung, die beständige, welche unser Dichter meint, ist nicht die Aufregung, nicht der Parteikampf, nicht die Leidenschaft, nicht die Absicht, mit stürmischer oder bewaffneter Hand in die Lenkung des Staatsruders einzugreifen, sie ist einfach – *die Treue*.

Festhalten am einmal für wahr und recht Erkannten, Feststehen zu dem, was wir verehrten und mit Liebe auffassten, ausdauernd auch in trüben und stürmischen Tagen, sich nicht fortreißen lassen von der Strömung des nur allzu Flüchtigen, das ist das Rechte und Echte, das Klare und Wahre, das Lebendige und das Beständige./

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland,
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Wohl Allen, die über den oft nur für groß gehaltenen Fragen der Gegenwart und über den wirklich großen um die Gestaltung unseres irdischen, ersten Vaterlandes nicht ganz die höhere große Frage nach „unserm zweiten Vaterland vergessen!

Dieses zweite Vaterland, der ewige Osten, liegt unserem Blick gänzlich verschleiert. – Viele giebt es, die es ganz hinwegläugnen, diese werfen die erwähnte große Frage gar nicht auf. Andere forschen und grübeln allzu ängstlich darnach, – diese quält die Frage, und das sollte nicht sein, denn der allmächtige Baumeister aller Welten schuf uns nicht, dass wir uns selbst quälen sollen.

Eine sichere Bürgschaft mag jeden Gläubiger beruhigen; und siehe, unser Dichter nennt uns diese Bürgschaft für eine Fortdauer, für ein ewiges Leben.

Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Wenn wir Treue halten und bewahren, wird und kann ihr Lohn nicht ausbleiben, in ihr liegt eine Bürgschaft ewigen Bestandes. – Wie herrlich stimmt mit diesem Wort unseres Dichters, den so Viele einen Heiden nennen, und dessen große Seele doch reines Menschenthum, wahres Christenthum und echtes Maurerthum erfüllten, jenes Wort, jene Offenbarungsstimme des Schülers und Lieblingsjüngers des Meisters aller Meister: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben!“

Getreu bis in den Tod – das ist das Beständige der irdischen Tage! Die Krone des Lebens – sie ist der ewige Bestand, für den die Treue sichere Bürgschaft leistet. Die Krone des unsterblichen Lebens! Das ist der reine, durch nichts getrübe Strahl, der dort die Brust des Sehers auf Patmos erfüllte, der aus Weimars, Deutschlands größtem Dichterstern flammte, auch über uns seine ätherische Helle niederströmt.

So wollen wir hinfahren lassen das allzu Flüchtige, an der Vergangenheit lebendiger That uns Beispiel nehmen, selbst junge Saat des Guten in die Furche der Gegenwart säen, dass sie durch Folg' aus Folge neue Kraft gewinne, und von allen Gesinnungen die uns aneignen, die uns dauerhaft macht, stärkt und stählt, die uns erhebt und zum Lichte trägt.

„Dauert nur aus und spart euch auf für bessere Zeiten!“ ruft ein Römischer Dichter; wir können ihm freudig mit unserem Deutschen Dichter Goethe antworten: /

Wir wollen halten und dauern,
Fest aushalten und fest der schönen Güter Besitzthum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehrt das Übel und breitet es weiter und weiter.
Aber wer fest auf dem Sinn beharrt, der bildet die Welt sich.

Und nicht nur die Welt der Gegenwart, auch die Welt der Zukunft bildet sich ein fester,
ausdauernder, treuer Sinn, eine beständige Gesinnung, die zum Grundpfeiler des ewigen Bestandes wird.

So habe ich mir des großen Meisters deutungsreiches Lied gedacht, so habe ich mir den leuchtenden Siebenfarbenbogen unsterblicher Poesie zerlegt in seine einzelnen Lichtstrahlen und hoffe, mich dennoch an ihm als an einem schönen Ganzen dauernd erfreuen zu können, als an einem Tüchtigen, das ebenfalls zu schöner That verewigt in dem Vergangenen lebendig ist und lebendig bleibt.

Dies gilt auch von Ludwig Bechsteins besten Leistungen. Als Varnhagen von Ense im Sommer und Herbst 1851 Thüringen besuchte, sandte er ihm einen Gruß und Glückwunsch aus dem Bade Liebenstein. „Der Gedanke, daß bedeutende Männer, die wir nicht von Person kennen, uns wohlwollend und freundlich gesinnt sind“, heißt es in dem Dankbillet, „hat so sehr viel Wohltuendes und Aufmunterndes, indem er das beruhigende Bewußtsein giebt, doch nicht ganz umsonst gelebt und gestrebt zu haben. So tritt ein aus der Ferne still Verehrter uns plötzlich nahe und bietet uns die Hand, und wir grüßen ihn mit freudiger Aufwallung des Herzens. Wären Sie doch persönlich zu mir gekommen, statt nur geistig! Ich würde Sie hocheifrig willkommen heißen haben, zumal nur selten ein günstiger Zufall Männer Ihres Geistes und Rufes in die Stille unserer kleinen Residenz führt und auch diese immer rasch vorüber.“

So schrieb Bechstein kurz vorm fünfzigsten Wiegenfeste; und jetzt begeht Deutschland am 24. November 1901 die Wiederkehr seines hundertsten Geburtstages, treulich seiner gedenkend, des formgewandten Dichters, des trefflichen Novellisten und Erzählers auf dem Boden der Geschichte und Sage, wie auch aus dem modernen Leben. Daß der fleißige Sammler, dessen Märchenbücher die Herzen der Kinder gewonnen, noch besonders als Mensch unserer Liebe und Teilnahme würdig ist, beweisen hoffentlich die hier zum erstenmal gemachten Mitteilungen aus seinem eigenen Leben.

*) Das tolle Jahr. Historisch-romantisches Gemälde aus dem sechszehnten Jahrhundert. 3 Bände. Stuttgart 1833. – Neu herausgegeben von Paul Sonnenkalb. Halle a.S. (1899). Übrigens hat der Verfasser selbst erlebt, daß sein Roman keineswegs vergessen wurde, denn im Jahre 1844 brachte der „Erfurter Stadt- und Landbote“ (Nr. 24-26) aus der Feder des Kanzleidirektors Pabst „Berichtigungen“, die Bechstein mit einem offenen Brief (Nr. 30) erwiderte, worin er seine herzliche Freude über die Mitteilungen ausspricht und zugleich erzählt, wie er zu dem dankbaren Stoff aus Erfurts Vergangenheit gekommen sei.

***) Reinhold Bechstein, der als Universitäts-Professor für Germanistik und neuere Sprachen in Rostock gestorben ist. Derselbe hat nicht nur in der Allgemeinen Deutschen Biographie seinen Vater gewürdigt, sondern auch speziell dessen wissenschaftliches Wirken in der Einladungsschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins vom Jahre 1882.

***) Friedrich Hecker, Führer der Badischen Revolution.

****) Duchesne, Essai fur les Nielles Gravures des orfèvres Florentins du 15e Siècle. Paris 1826. – Ottley, An inquiry into the origin and early history of engraving upon copper and in wood. London 1816.

*****) erschien zu Meiningen 1855: Dr. Joh. Matthäus Bechstein und die Forstakademie Dreißigacker. – Dieser würdige Mann weilte zu einer Zeit in Paris, da sich viele unangenehme Veränderungen für Deutschland befürchten ließen, und speziell für seine Herzogin der Verlust ihrer Souveränität. So schrieb er im Jahre 1806 nach Meiningen: „Ich möchte noch meinen kleinen Einfluß zum Besten unserer trefflichen Frau Herzogin und unseres liebenswürdigen Erbprinzen anbieten und frage daher an, ob ich nicht durch den Herrn Großkanzler *La Cepede* oder durch den Staatsrath *Lavaux* nachfolgende Vorstellung mache lassen kann, *daß man von herzoglich Meiningischer Seite gar gern, den öffentlichen Begünstigungen des Kaisers Napoleon gemäß, dem Staatenbund beitreten wolle, wenn, wie aus öffentlichen Nachrichten verlautet, der Thüringerwald die Fränkische Grenze bestimmen solle und er nicht wegen der Norddeutschen Constitution etwa eine Bereinigung unseres Hauses mit Chursachsen beschlossen habe.* – Da es wahrscheinlich ist, daß Frankreich mit zu dem südlichen Deutschland und zum Staatenverbande gezogen wird, und Würzburg, das als Österreichisch demselben nicht beytreten wird, einen neuen Regenten bekommt, so ließe sich vielleicht mit 50–100 000 Rthlr. nicht allein die Souveränität erhalten, sondern auch außer der Ritterschaft noch ein Stück Land dazu erhandeln. Da Henneberg durch eine militärische Gränze und den Thüringerwald von Sachsen geschieden ist, so halte ich einen raschen Schritt hier für das rätlichste. Chursachsen kann uns, so viel ich die Sache kenne, jetzt nicht helfen, und mit demselben unterhandeln, hieße, wie jetzt die Sachen stehen, die Taube beym Habicht Schutz suchen. – Ich muß noch um Verzeihung bitten, daß ich mich in eine Sache mische, die mich eigentlich nichts angeht; allein ich glaube, einem jeden Menschen, in dessen Herzen ein warmer Tropfen Bluts für seine gute Herzogin schlägt, muß es vergönnt seyn, nach seinen Kräften ein großes drohendes Unheil abwehren zu helfen, so lange es noch Zeit ist.“

In: *Was ich am Wege fand. Blätter und Bilder aus Literatur, Kunst und Leben* von Carl Theodor Gaedertz. (I. Bd.) Leipzig, Georg Wigand. 1902 (101-118) (auch in *Hamburger Correspondent* No. 551 vom Sonntag, dem 24. Nov. 1901. Feuilleton: *Aus dem Leben von Ludwig Bechstein ...*)

6. Karl Goedecke:

„Bechsteins schriftstellerisches Werk ist auf engste mit seiner Heimat verbunden. Thüringens Geschichte bot ihm die meisten Stoffe für seine Romane, Novelle und erzählenden Gedichte. Er sammelte Märchen, Sagen und Altertümer seiner Heimat und suchte dafür weiteres Interesse zu wecken. Sein Schaffen ging aber mehr in die Breite als in die Tiefe. So sind seine volkskundlichen Sammlungen wenig kritisch zusammengestellt, durch die Fülle des Materials aber heute noch von höchstem Wert. Von seinen Dichtungen sind die der Frühzeit die besten. Da ist ihm noch manches gefällige, formvolle Gedicht gelungen, während die später eilig zusammengeschriebenen Gedichte

vielfach nur versifizierte Prosa sind. Seine Romane haben, da sie arm an Spannung sind, wenig Erfolg gehabt, zeichnen sich aber durch gutes historisches Kolorit und warmes Heimatgefühl aus. Sein Gesamtwerk zeigt eine feine, liebenswürdige und gemüthvolle Künstler- und Gelehrtenpersönlichkeit, die nur zu rasch und zu viel arbeitete und so nirgends Vollkommenes leistete.“

Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. ganz neu bearbeitete Auflage 13. Bd, 6. Abteilung. Dresden 1934, S. 163. Folgt ausführliches Gesamtwerk-Verzeichnis bis S. 176.

7. Karl Gutzkow (politischer Publizist und Schriftsteller 1811–1878):

„Wenn ich im Ganzen von *Bechstein's* Romanendichtungen acht Bände gelesen habe, so möchte ich vielleicht im Stande sein, über sie ein begründetes Urtheil zu fällen. Er gibt liebe Erfindungen, einfache Motive, natürliche Behandlung, zuweilen etwas gezirkelte und gezierte Sprache, aber immer gemüthliche Anschauung, keine Ausschweifung ohne Versöhnung; kurz er ist ein Autor, der die Ermattung auffrischen und ein verwundetes Herz heilen kann. Wenige deutsche Novellisten haben ein so bestimmtes Gepräge. Die Kreise, in denen wir uns bei *Bechstein* bewegen, sind klein, aber reinlich und wohnhaft. Auch seine Charaktere mögen zuweilen outriren (= übertreiben, sk), aber sie haben eine Folie der Wirklichkeit, auf welcher der Leser sie mit Muße betrachten und ihrem Treiben mit Besonnenheit folgen kann. Es ist hier nichts so versteckt und unheimlich, nichts so mittelalterlich und unwahr, daß nicht ein wenig Blau des Himmels übrig/ bliebe, dem Auge zur Erquickung, nicht ein leiser Zug von Bergesluft, welcher bei *Bechstein* immer aus dem Thüringer Wald kommt. Die violettblauen Konturen der deutschen Binnengebirge winken und grüßen in allen Erfindungen *Bechsteins*: Fuhrleute im blauen Hemde fahren ihre knackenden Frachtwägen durch die großen, im Herzen Deutschlands sich durchkreuzenden Straßen; Vogelfänger ziehen mit ihren großen Papagenokästen aus in alle Welt, die an einem Kanarienvogel noch Freude hat; Sagen und Märchen flattern von einer Ruine zur andern und zeigen oft bedeutungsvoll in die blauen Gebirgsströme, welche im tiefsten Bette Goldsand führen sollen; und wenn man sein Auge anstrengt, erblickt man durch diese ganze Herrlichkeit einen mäßig gebauten Wanderer mit einer grünen Kapsel auf der Schulter und einem Stabe, womit er die Kräuter sondiert, welche er für sein Herbarium sammelt – dieser Wanderer selbst ist/ *Bechstein*.

Die Botanik ist sein Realismus, seine *Göthische* Objectivität, der Hintergrund für viele seiner Erzählungen, von denen wir bezeugen, daß sie immer die besten sind. –

Man konnte den früheren Erzeugnissen dieses Dichters vorwerfen, daß ihre Form oft allzu unsicher, ja die Erfindung alltäglich war. Die Darstellung verlor sich zuweilen in die redseligste Weitläufigkeit, und gefiel sich in einer Schilderung von Umständen, die für das Ganze nicht immer wesentlich sind. Auf die einfachsten Dinge legte die Erzählung Nachdruck, wie ich mich z.B. erinnere, bei *Bechstein* die Vorbereitung zu einem Schwure gelesen zu haben, die darum so entsetzlich lästig war, weil sie sich in nichts von den uns Allen wohlbekanntem Zurüstungen zu einer feierlichen Scene dieser Art unterschied. –

Doch versöhnt man sich bald mit der Armuth der/ Erfindung, wenn man sieht, wie es *Bechstein* versteht, jeder derselben eine wohlthuende, die Empfindung erwärmende Richtung zu geben. Von falschen Romantugenden, genialen Unsittlichkeiten, von lügenhaften Gefühls-Affektationen wird der naturgetreue, unverdorben Sinn hier niemals beleidigt; in den Leidenschaften, die *Bechstein* schildert, herrscht Wahrheit, Einfachheit und jene Wärme der Theilnahme, die von der gleichgestimmten Empfindung des Erzählers immer auf seinen Gegenstand übergeht. *Bechstein* scheint sich ein bestimmtes Feld von Erzählungen abgesteckt zu haben, traumartige Phantasien, und tragische Catastrophen, die allerdings seinem Genius am meisten zusagen. Nirgends

ist dabei das Pathos gereizt, es sind nicht Verbrechen, die sich über einen Unglücklichen häufen, nicht die Furien der Reue und Verzweiflung, die dem Uebelthäter auf der Ferse sitzen, sondern meist unvorher/gesehene Schläge des blinden Schicksals, die den eingeleiteten Fiktionen eine plötzliche Wendung geben, und den Leser weniger mit Schrecken, als mit Wehmuth erfüllen. Ueber solche einfache Darstellungen weiß *Bechstein* einen so unwiderstehlichen Zauber der Sprache und des Gefühls zu verbreiten, daß es schwer hält, die hervorquellende Rührung zu bemeistern."

Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur Band 2, Stuttgart 1836, 221-225.

8. Heinrich Heine:

„Ein junger deutscher Dichter, Herr Bechstein, welcher sich freundlichst in Deutschland daran erinnert, daß, als ich ihn in Paris bei seinem Freunde Wolff sah, jene alten fliegenden Blätter das Thema unserer Unterhaltung bildeten, hat dieser Tage eines derselben, betitelt ‚das Lied von dem Danheuser‘ zugeschickt ..."

Elementargeister 1836 S. ?.

9. Joseph Hillebrand (Professor für Literaturwissenschaft an der Universität Gießen):

„Bechsteins sächsische und thüringische Gemälde, in denen jedenfalls ein frischer Hauch aus heimatlichen Bergen weht und treue Wahrheit (wie auch in anderen Dichtungen des Verfassers) und durch ungesuchte einfache Ansprache über den Mangel an Erfindung tröstet"

Die deutsche Nationalliteratur, Hamburg und Gotha 1846, S. ?.

10. Hirschberg, Leopold

„Was die meisten dieser Werke (= Bechsteins Prosa, sk), ebenso wie die Dichtungen, charakterisiert und auszeichnet, ist ihre grosse Volkstümlichkeit, die vor allem in der Wahl der Stoffe (überwiegend *geschichtliche*) beruht. Meist ist es wieder das liebe Heimatland Thüringen, das seinem treuen Sohne Ausbeute in Hülle und Fülle bietet. Hier hat Bechstein aus Chroniken und alten Schriften für seine Zwecke so viel zutage gefördert, dass man mit Bewunderung für den Bienenfleiss des Mannes erfüllt wird.

Was ihm bei der Abfassung dieser Werke zu gute kam und die vielen verschiedenen so abwechslungsreich gestaltet, dass man fast in jedem auf neue Kenntnisse des Autors stösst, ist die ganz ausserordentlich vielseitige Bildung, die er sich durch unermüdliches Studium angeeignet hat. Sein Lebensgang, trägt einen nicht unbedeutenden/ Anteil an dieser Vollkommenheit. Vor allem ist es die *Botanik*, in der seine Kenntnisse so sehr über das gewöhnliche Mass hinausgehen, dass es dem Leser häufig schwer wird, zu folgen. Immer wieder leuchtet seine kindlich-reine Lust an den göttlichen Wundern der Pflanzenwelt hervor; ganz ähnlich dem früher viel gelesenen Schriftsteller Weisflog bringt er, wo es nur immer angängig ist, seine botanische Liebhabereien an. [...] Mit *Astronomie* muss er sich ebenfalls eingehend beschäftigt haben; ein Phantasiestück wie die „Vision“ lässt sich ohne tiefes Eindringen in diese schwierige Materie nicht schreiben.

Schon aus diesen flüchtigen Bemerkungen drängt sich uns die Ähnlichkeit Bechsteins mit zweien der genialsten Vertreter unserer Litteratur auf, mit Jean Paul und Ernst Theodor Amadeus Hoffmann. Was sich bei Jean Paul aber mehr als Ausfluss seiner Genialität darstellt, das Wissen auf den heterogensten Gebieten, und ihn in folgedessen häufig nur als einen schillernden, sinnverwirrenden

Proteus erscheinen lässt, das finden wir bei Bechstein durch sorgfältiges Studium gefestigt. [...] Mit dem grossen Amadeus aber verbindet ihn in erster Linie die Kenntnis der Musik und die Liebe zu ihr, deren Auffassung in den speziell musikalischen Romanen zu Staunen und Bewunderung hinreissen muss, und dann die blühende Phantasie, die in den „Nachtstücken“, den „Hexengeschichten“ und vielem andern Triumphe feiert. [...]

Mit schwacher Feder haben wir die Früchte eines arbeitsreichen, stets dem guten und Edlen, der Kunst und Wissenschaft zugewandten Lebens vor unseren Lesern ausgebreitet, um eine Dankeschuld abzutragen an einem treuen Sohne des Vaterlandes. Wir erachten es für eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes, ihm dadurch ein Denkmal zu setzen, dass man eine *Gesamt-Ausgabe* seiner Werke veranstaltet. Die meisten Werke sind vollständig vergriffen, kommen in Antiquariats-Katalogen so gut wie niemals vor und sind äusserst schwer zu beschaffen. Ich sammle seit Jahren, und ich habe noch immer nicht alles erhalten können. [...] Die Königliche Bibliothek zu Berlin besitzt relativ nur wenig, noch weniger aber auffälliger Weise die Grossherzogliche Bibliothek zu Meiningen, deren Vorsteher der Dichter selbst lange Jahre war. In alten Leihbibliotheken Thüringens dürfte sich noch am meisten aufstöbern lassen; bei den Original-Verlegern ist nichts mehr zu finden.

Ludwig Bechstein. Zu seinem hundertsten Geburtstage (24. November 1901). In: *Zeitschrift für Bücherfreunde*, hg. von Fedor v. Zobeltitz (1901), S. 262-354, hier S. 271/2+353)

11. August Heinrich Hoffmann von Fallersleben:

„25. April (1842). Wir besuchen Ludwig Bechstein.

Er ist ein angenehmer Gesellschafter, der lebendig und ergötlich zu unterhalten weiß. Er scheint mit seinem Schicksale zufrieden: er hat Haus, Frau und Kinder, eine hübsche Bibliothek und Curiositäten-Sammlung, und als Hofbibliothekar einen kleinen Gehalt und denselben Titel, der einst von hier aus Schiller'n zu Theil ward. Von seiner fruchtbaren Schriftstellerei hatte ich am liebsten Fahrten eines Musikanten. Merkwürdig, daß gerade dies seiner Bücher nur die eigene Aufzeichnung seines Freundes, des Musikers Elster ist, die er zugestutzt hat und vielleicht nicht einmal immer glücklich. Seine Vielschreiberei scheint nicht allein aus einem unwiderstehlichen Triebe zu dichten und zu erzählen hervorgegangen zu sein, sondern auch aus der Nothwendigkeit das was ihm zur Erhaltung seines Hausstandes und seiner Liebhabereien fehlte, durch Honorare einzubringen. Leider läßt sich auch von seiner Schriftstellerei sagen: ‚Etwas weniger wäre mehr gewesen.‘ "

Mein Leben. Berlin 1892, S. 312/3.

12. Walther Killy:

„Verfasser und Sammler von Märchen u.(nd) Sagen. – B.(echstein) wurde unehelich in Weimar geboren. Als Vater gab Johanna Karolina Dorothea Bechstein aus Altenburg den aus Fontenayle-Compte in der Vendée stammenden Emigranten Louis Hubert Dupontreau an. Da sie den Beweis, heimlich in Halle/Saale getraut zu sein, nicht erbringen konnte, zahlte sie ihre Strafe. Und da sie ohne Einkünfte war, gab sie das Kind einer Pflegemutter. Seine Kindheitsjahre erschienen B.(echstein) in der Erinnerung „wie ein schlimmer Traum“; seine Herkunft, die er als Makel empfand, suchte er gelegentlich durch falsche Angaben zu verschleiern.

1810 wurde B.(echstein) von seinem Oheim Johann Matthäus Bechstein, dem angesehenen Naturwissenschaftler u.(nd) Direktor der Forstakademie Dreißigacker bei Meiningen (einem früheren Lehrer im Salzmanschen Institut in Schnepfenthal), als Pflegekind aufgenommen. Die ehrgeizigen

Erziehungspläne hatten freilich nicht den Erfolg, den der Oheim erhofft hatte. B.(echstein) mußte das Lyzeum in Meiningen vorzeitig verlassen. Statt Forstbeamter zu werden, trat der 17jährige die Apothekerlehre in Arnstadt an. Dafür hatte er im Umgang mit zwei schriftstellernden Lehrern die Lust, ja die Lesewut zur romant.(ischen) Literatur entwickelt. Zeugnisse der Vergangenheit, mündl.(iche) Überlieferung u.(nd) Volksbücher bestimmten seine literar.(ischen) Vorlieben. Erste Frucht waren die Thüringischen Volksmärchen (Sondershausen 1823) – eher ein von Musäus beeinflusster Wildwuchs als literarisch gefaßte Überlieferung.

Geselliger Umgang mit jungen Leuten, Theaterspiel, Musizieren, Wandern u.(nd) Verseschmieden u.(nd) nicht zuletzt das Nachsinnen über sagenhafte Verbrechen u.(nd) sinnl. Schuldverstrickungen beschäftigten B.(echstein) weit mehr als sein Brotberuf. Da wurde der junge Herzog Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen auf B(echstein)s Sonettenkränze (Arnstadt 1828) aufmerksam u.(nd) gewährte ihm ein Stipendium (1829–1831), das ihm das Studium der Philosophie, Geschichte, Literatur u.(nd) Kunst in Leipzig u.(nd) München ermöglichte; den Rest des Stipendiums nutzte er zu einer längeren Wanderung durch Oberbayern sowie einem Aufenthalt in Salzburg. B.(echstein)s. Lehr- u.(nd) Studienjahre waren vom geselligen künstlerischen Umgang bestimmt: mit den Musikern Andreas Zöllner u.(nd) Friedrich Nohr u.(nd) dem Schriftsteller Ludwig Storch (mit dem er sich 1848 aus polit. Gründen überwarf), mit Wilhelm von Chézy, Karl Spindler, Eduard Duller, Moritz Gottlieb Saphir, Moritz von Schwind u.(nd) Hans Ferdinand Maßmann.

Inzwischen hatten ihn seine Volksstoffbearbeitungen berühmt gemacht. Literaturkritiker wie Wilhelm von Kotzebue, Garlieb Helwig Merkel u.(nd) Wolfgang Menzel lobten ihn u.(nd) bescheinigten ihm die Verwandtschaft mit Byron. Das galt v.a. für Die Weissagung der Libussa (2 Bde., Stgt. 1829), Die Haimons-Kinder (Lpz. 1830), Der Todtentanz (Lpz. 1831) u.(nd) sein Epos Luther (Ffm. 1834). Dabei ist B.(echstein)s Dichtung unverkennbar – bis zu den Titelformulierungen – an Vorbildern wie Musäus u.(nd) E.T.A. Hoffmann, der schwäb.(ischen) Dichterschule u.(nd) Heine, Scott u.(nd) Willibald Alexis orientiert. Carl Rosenkranz freilich setzte sich 1836 unnachsichtig mit B.(echstein)s epischen Versuchen auseinander. Er warf ihm v.a. ständigen Wechsel des Metrums, Reimgeklapper u.(nd) die Weitschweifigkeit des Reflektierens u.(nd) Ausmalens vor.

Von München heimgekehrt, wurde B.(echstein) 1831 zum herzogl.(ichen) Bibliothekar ernannt; die Übernahme des regionalen Archivs, eine ungeheure Sammeltätigkeit u.(nd) vielfältige schriftstellerische Unternehmungen schlossen sich an. 1832 heiratete B.(echstein); nach dem Tod seiner Frau heiratete er 1836 noch einmal. Aus seinen Ehen gingen sechs Kinder hervor.

Über Thüringen hinaus wurde der volkstüml.(iche) Mann rasch zu einer allgemein anerkannten Autorität der Literaturkritik u.(nd) Altertumsforschung (vgl. etwa seine Chronik der Stadt Meiningen von 1676 bis 1834/35). Er trat der Meininger Loge bei, hielt enge Freundschaft mit dem Archidiakon der Stadtkirche, August Wilhelm Müller, u.(nd) baute mit herzogl.(icher) Unterstützung ein Haus, sein geliebtes, gastfreies Tuskulum (mit erlesenem Weinkeller). Die Zinslast, die Kosten für seine Sammelleidenschaft u.(nd) das gastfreie Leben machten ihm allerdings zunehmend zu schaffen. Ausgedehnte Wanderungen u.(nd) ausgiebige Vereinstätigkeit im Sängerbund, v.a. aber in dem von ihm 1832 gegründeten „Hennebergischen altertumsforschenden Verein“ erfüllten sein Leben. Seine vielfältigen lyr.(ischen) u.(nd) epischen Produktionen, seine Biographien u.(nd) histor. Romane in der Tradition von Arnims Kronenwächter (z. B. Grimmenthal. Hildburghausen 1833), die Kunstmärchen, Sagenversifikationen, Reisebeschreibungen, Heimat u.(nd) Schauergeschichten nebst all dem volkskundl. Untersuchungen sind heute weitgehend vergessen, obgleich Nadler 1928 noch rühmte: „Bechstein war ein gottbegnadetes Gefäß des volkstümlichen Geistes dieser Landschaft, ein Erforscher altdeutscher Kulturzustände, dem die Türen der Vorzeit wie von selber aufsprangen.“ Die Edition mittelalterl.(icher) Dichtung, etwa Geschichte und Gedichte des Minnesängers Otto von

Botenlauben (Lpz. 1845) u.(nd) die Entdeckung u.(nd) Erstherausgabe von Heinrich Wittenweilers Ring (Stgt. 1851) waren wichtig für die Erschließung älterer Literaturdenkmäler. Heute noch Bestand haben B.(echstein)s reiche Sagensammlungen (mit rund 2300 Texten) u.(nd) seine beiden Märchensammlungen (mit etwa 150 Texten). Das gilt vornehmlich für das als fiktive Wanderung durch die Sagenlandschaften angelegte, 1000 Erzählungen umfassende, von Adolf Ehrhardt illustrierte Deutsche Sagenbuch (Lpz. 1853), eine Frucht früherer regionaler Sammlungen, u.(nd) das Deutsche Märchenbuch (Lpz. 1845. Ausg. Letzter Hand: 131857), das durch Ludwig Richters Illustrationen (seit der 12. Auflage 1853) zu einem Hausbuch wurde.

Während B.(echstein) sich viele Sagen auf seinen Fußwanderungen hatte erzählen lassen, stützte er sich bei den Märchenbrüdern auf Beiträge u.(nd) bereits Veröffentlichtes. Zwischen Auftragserteilung (durch seinen Verleger Wigand) u.(nd) Ablieferung waren ihm kaum mehr als drei Monate Zeit gegeben. Obgleich B.(echstein)s Märchen den Brüdern Grimm darin folgen, in naivem Tonfall das Wunderbare herauszuheben, sind auch deutl.(liche) Anklänge an Musäus festzustellen, wenn B.(echstein) fantast.(ische) oder zeitkrit.(ische) Momente integriert oder auch witziggroßsprecher.(ische) Figurenrollen ins Spiel bringt. Der für das Biedermeier charakteristische moralisierende, enterotisierende u.(nd) sentimentalisierende Grundzug gekennzeichnet auch B.(echstein)s Märchen; bei der Neuausgabe von 1853 ist B.(echstein) allerdings um eine eher nüchterne, wirklichkeitsgetreue Darstellung bemüht, wozu ihn die Kritik des schwäb.(ischen) Märchensammlers Ernst Meier veranlaßt hat, der „manches entschieden Unrechte und Selbsterfundene" rügte.

Noch über die Jahrhundertwende hinaus erreichten B.(echstein)s Märchensammlungen um ein Vielfaches höhere Auflagen als die Grimmschen Märchen. Das änderte sich erst, als die Jugendschriftenbewegung B.(echstein) vorwarf, er ergänze seine Texte „skrupellos [...] durch völlig unmärchenhafte Züge" (Franz Heyden).

„Über Thüringen hinaus wurde der volkstümliche Mann rasch zu einer allgemein anerkannten Autorität der Literaturkritik und Altertumsforschung." „Seine vielfältigen lyrischen und epischen Produktionen, seine Biographien und historischen Romane in der Tradition von Arnims Kronenwächter (z.B. Grimmenthal, Hildburghausen 1833), die Kunstmärchen, Heimat- und Schaugeschichten nebst all den volkskundlichen Untersuchungen sind heute weitgehend vergessen ..." „Die Edition mittelalterlicher Dichtung, etwa Geschichte und Gedichte des Minnesängers Otto von Botenlauben (Leipzig 1845) und die Entdeckung und Erstherausgabe von Heinrich Wittenweilers Ring (Stuttgart 1851) waren wichtig für die Erschließung älterer Literaturdenkmäler. Heute noch Bestand haben Bechsteins reiche Sagensammlungen (mit rund 2300 Texten) und seine beiden Märchensammlungen (mit etwa 150 Texten)."

Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache Bd 1, 1989, S. 368-370.

13. Wolfgang Menzel:

„In der poetischen Wärme hat Bechstein viel Aehnlichkeit mit Spindler, doch zeichnet sich dieser liebenswürdige Dichter auch als Lyriker durch hinreißenden Wohlklang der Verse und durch die edelste Gesinnung aus (z.B. in seinem Gedicht „Luther“). Wie Van der Velde wählt er am liebsten Volkssagen zum Gegenstand seiner Romane und Romanzenfolgen."

Die deutsche Literatur. Stuttgart (Hallberger) 1836. 2. vermehrte Auflage, S. 306.

14. Meyers Konversations-Lexikon (1888):

s.v. Bechstein

Ludwig (Bechstein), Dichter und Schriftsteller [...] geb. 24. Nov. 1801 zu Weimar, besuchte das Gymnasium zu Meiningen, widmete sich dann in Arnstadt der Pharmazie, erhielt aber nach Veröffentlichung seiner „Sonettenkränze“ (Arnstadt 1828) vom Herzog von Meiningen die Mittel gewährt, eine Universität beziehen zu können. Er studierte in Leipzig und seit Herbst 1830 in München Philosophie, Literatur und Geschichte und erhielt 1831 die Bibliothekarstelle an der herzoglichen öffentlichen Bibliothek in Meiningen. Hier begründete er 1832 den „Hennebergischen altertumsforschenden Verein“, der ihn zur Herausgabe des Sammelwerks „Deutsches Museum für Geschichte, Literatur, Kunst- und Altertumsforschung“ (Jena 1842-43, 2 Bde), der „Chronik der Stadt Meiningen von 1676 bis 1834“, des „Hennebergischen Urkundenbuches“ und ähnlicher Werke veranlaßte. Seit 1840 zum Hofrat ernannt, starb er am 14. Mai 1860 in Meiningen. B. war auf den verschiedensten Gebieten der Poesie, namentlich auf dem des Romans und der Novelle, überaus fruchtbar; die schnelle Produktion wirkte aber nicht immer wohltuend auf seine Leistungen ein. Ein starker Zug zur Nüchternheit kontrastierte mit seiner Vorliebe für romantische Stoffe; seine Formgewandtheit erhob sich selten zum Adel der Formvollendung. Erfreulicher wirken die lebendige Frische vieler Schilderungen und seine thüringische Heimatliebe.

15. Nachrufe:

„Sein bestes und schönstes Streben war unstreitig auf dem Gebiete der Lyrik und metrischen Epik zu suchen. Er zeigte hier, neben großer Meisterschaft in der Form, einen reichen und tiefgemüthlichen Inhalt. [...] Am stärksten ist sein Name in dem Gebiete des Romans und der Novelle vertreten. Die Romanbibliothek, die er geliefert hat, umfaßt 50 Bände. [...] Ein offenes, warmes, treues Herz, mit einem heiteren frohen Sinn, das war Bechsteins Hauptschatz, der ihn Allen, welche ihm nahe kamen, so lieb und theuer machte. Und aus diesem guten Schatze seines Herzens gingen, gleich Blüten und Früchten eines edeln Baumes, wie von selbst hervor, jene redlich offene Denk- und Handlungsweise, die Falschheit und Verstellung nicht kannte, jener rege Sinn für alles Schöne in Natur und Kunst, der ihn so hoch beglückte, jene innige, sich immer gleiche zärtliche Liebe, mit der er an Gattin und Kindern hing [...], ebenso jene unwandelbare, zu Opfern gern bereits Treue, mit der er der Freund seiner Freunde war, und vor allem jene herzliche, seelenvolle Güte, mit der er allen, die ihm nahe standen, gefällig zu sein und Freude zu machen suchte.“ (*Meininger Tageblatt* Nr. 75 vom 16.5.1860, ohne Verfasserangabe)

„Thüringens treuester Sänger, Ist heimgegangen – ist todt!“ (*Meininger Tageblatt* Nr. 80 vom 25.5.1860, Müller von der Werra).

16. Josef Nadler:

„Bechsteins Werk ist kaum zu übersehen. Aus rühmenswürdiger Formanlage pflegte er die lyrisch-epische Verdichtung der Zeit – ein Faustus 1833 und ein Luther 1834 –, er pflegte in erstaunlicher Fülle die „historisch-romantische“ Prosaerzählung, zum Teil in mehrbändigen Romanen. Doch der unsterbliche Bechstein ist ein anderer. Er hat [...] in kostbaren Sammlungen, in treuer schlichter Prosa die Sagenschätze Thüringens, Ostfrankens, Österreichs gehoben und mit zwei so schönen Werken wie Deutsches Märchenbuch 1845 und Deutsches Sagenbuch 1853 gekrönt. Bechstein war ein gottbegnadetes Gefäß des volkstümlichen Geistes dieser Landschaft, ein Erforscher altdeutscher Kulturzustände, dem die Türen der Vorzeit wie von selber aufsprangen.“

17. Carl Rosencranz:

Die Haimonskinder

Hr. (= Herr) Bechstein hat uns eine neue Bearbeitung des Gegenstandes, den wir gewiss Alle lieb gewonnen haben, in Reimen gegeben. Denn für ein Gedicht, obwohl dies Wort auf dem Titel steht, können wir sein Machwerk nicht halten. Es ist wenig Gutes, desto mehr Schlechtes davon zu sagen, und die Vergleichenng sowohl mit Tieck als mit dem alten Volksbuch, die sich so nahe aufdrängt, lässt nicht das geringste Lob aufkommen, was man etwa für die gut gemeinte Mühe noch geben könnte. Selbst die elenden Vignetten des Buches gehen auf eine Caricatur der alten Holzschnitte in ähnlicher Weise aus, wie Hr. (= Herr) Thormod Legis in seiner Alkuna Bilder der nordischen Götter geliefert hat, welche nichts als die widerlichsten Verzerrungen antiker Ideale des Zeus, der Here, des Poseidon u.s.w. mit Verbrämung einiger nordischen Attribute sind.

Hrn. (= Herrn) Bechstein's Reimerei theilt sich in vier/ Gesänge, deren jeder zwölf Abtheilungen umfasst. Das Metrum wechselt unaufhörlich, wie in Tegners Frithiofsage. Aber wo ist eine Spur der schöpferischen, erfindsamen Kraft und Individualität Tegners in dieser Hinsicht? Im Gegentheil, ein ermüdender, leiernder Ton, wie in schlechten Kirchenliedern, z.B.

Es führt mit Heldenmuthe
Ob ihm das Herz auch blute,
Graf Haimon seine Schaar.
Die Brüder seh'n beklommen,
Die Menge näher kommen,
Und Reinold sinnbenommen
Nimmt ihre Noth nicht wahr.

Und Ritsart ruft mit Schrecken:
„O Mutter, wo verstecken
Wir uns vor jenem? Ach,
Der Bruder liegt hier, trunken
Zu Boden hingesunken,
In ihm kein Lebensfunken,
Der Starke – bleich und schwach!“

Gegen diese bänkelsängerische Weise ist der Ton des alten Volksbuches in seiner naiven, epischen Breite überaus anmuthig. Um dem Leser einen kleinen Begriff des Unterschiedes zwischen beiden zu geben, will ich dieselbe Stelle aus einem jungen Cölnischen Druck anführen. Es heisst da S. 78: „Da zogen sie ihre Waffen an und gingen mit Haimon vor den Saal, der Meinung, er wolle sie ergreifen. Als Adelhard darin war, seufzt er zu Gott und sagte: Nun wolle uns Gott und seine liebe Mutter beistehen, denn wir stehen allhier in grossen Sorgen, ich sehe meinen Vater kommen mit einer Menge Volks; lief zu der Mutter und sagte: Mutter wisset ihr/ uns keinen Rath zu geben, dass wir unserm Vater mögen entrinnen? Reinold liegt fast todt in Ohnmacht. Da sagte die Mutter: Ich weis keinen Rath u.s.w.“

Von den Misshandlungen, welche das Nibelungenmetrum durch den Verf.(asser) erlitten, so wie von

manchem Anderen, schweigen wir und wünschen, dass er zu der Einsicht gelangen möge, wie eine lebendige Gestaltung des Vergangenen ohne die innigste Hingabe, an dasselbe, unmöglich ist. Wäre davon etwas in ihm, so wäre z.B. nothwendig gewesen, den komischen Zug der alten Sage mit ihrem tragischen Contrasten zu lassen, wovon sich aber nirgends eine Ahnung zeigt. Die poetische Productivität unserer Tage scheint so erschlaft zu sein, dass sie, auf eigenen Füßen zu stehen unfähig, aus matter Bequemlichkeit immer an ein Fremdes sich anlehnen will. Der Orient, alte Novellen und Gedichte, pittoreske Historiker, Reisebeschreibungen sollen den Versemacher stützen, der die Erfindung umgehen will. Aber gerade die Leichtigkeit, welche er damit erzielt, bringt ihn vollends zum Fall und verdirbt die Poesie, deren er vielleicht noch fähig wäre, ganz. Denn nun hat er, seiner Meinung nach, einen Stoff, den er nur zu gestalten braucht. Dieser Wahn hintergeht ihn, und die Sucht, einerseits mühelos zu schaffen, d.h. Verse zu machen, was ja so Viele vermögen, und andererseits doch recht gross und bedeutend zu scheinen, bestraft sich an der inneren Gehaltlosigkeit der Production. Wir können dies Dichten am füglichsten dem Illuminiren von Kupferstichen vergleichen, was ein Bemalen und Bepinseln, aber noch lange kein Malen ist, worin Zeichnung und Colorit mit einander selbstständig geboren werden. Wo ist in Bechstein's hölzernem Reimgeklapper auch nur eine Spur von selbstbildender Phantasie? Vielmehr ist die eben so grossartige als zarte Sage – Görres hat sie mit der Ilias verglichen und die Parallele an der Oekonomie beider Gedichte durchgeführt – verhunzt und unter die fade Prosa heruntergebracht. Wir sind der Hoffnung, dass Hr. (Herr) Bechstein's Arbeit nur wenig Beifall finden wird; denn das Gegentheil wäre ein sehr niederschlagendes Zeichen der Zeit. Bei dem literarischen Anhang, über welchen er selbst um Schonung bittet, wollen wir ihm diese angedeihen lassen, und nicht weiter davon reden, obwohl er recht in seinen Sinn blicken lässt und seine geringe Kenntniss des Mittelalters mehr als einmal verräth, z.B. wenn er die Legende vom heiligen Reinold mystisch abenteuerlich und frömmelnd nennt.

Hr. (Herr) Bechstein versichert S. 247, dass ihm Tieck's Bearbeitung nächst dem alten Volksbuche bei seiner Arbeit beständig zur Seite gelegen habe, was einem unwillkürlich die Reflexion abnöthigt, wie er dessen ungeachtet nichts Besseres geleistet habe. Aehnlich verhält es sich mit seiner Bearbeitung des Holbeinschen Todtentanzes, welche jedoch mehr Phantasie, Geschmack und Gefühl verräth. Da nun aber der Verfasser die Holbein'schen Zeichnungen zur Grundlage gemacht hat, woran er seine Poesie anknüpft, so ist eine Vergleichung zwischen dem Dichter und Maler unausweichlich. Der Gegenstand, um welchen es sich hier handelt, ist so wichtig für/ die moderne Kunstgeschichte, dass wir weitläufiger davon reden müssen.

Der Todtentanz ist die Vorstellung, dass der Tod mit jedem Menschen ohne Ausnahme von der Bühne des Lebens in das Grab tanze; der Tanz ist das Ironische der Vorstellung, welche bei den Deutschen uralte ist, weil sie den Tod weniger als andere Völker gefürchtet haben, wie Tacitus von ihnen sagt, *securi adversus deos, securi adversus homines*. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wurde diese Idee durch die Kunst mannigfach ausgebildet; auch die Franzosen machten im Danse des Macabres einige Versuche darin, an welche Jacob Bibliophile in seinem *danse macabre* jüngst wieder erinnert hat. Holbein's Zeichnungen können von Seiten der Malerei als eine vollendete Erscheinung dieses Gedankens angesehen werden, weil sie alle Beziehungen, welche derselbe umfasst, in sich versammelt haben. Wir wollen diese mit einigen Worten näher andeuten. – Gott der Vater schafft den Menschen als Mann und Weib. Auf dem zweiten Blatt kosten sie von der verbotenen Frucht. Auf dem dritten vertreibt sie der strafende Engel aus den Grenzen des Paradieses, und hier nun, an seinem Ausgang, tritt als Folge der Sünde, vortanzend und Zither spielend, der Tod zum erstenmal auf, die Gefallenen als unzertrennlicher Mitgenosse in die Welt zu begleiten. Jedem einzelnen Leben ist er gewiss, im Leben schon lebt er mit ihm, und das Ende des

Lebens lässt ihn nur, wie ein sicheres Resultat, offenbar und völlig hervortreten. Auf dem vierten Blatt sehen wir, wie er in öder Felsengegend, wo Eva ihr Kind/ säugt, dem Adam arbeiten hilft, weil die Arbeit im Schweiss des Angesichts die Kraft des Menschen verzehrt. Hierauf erscheinen auf dem fünften Blatt, wo zerstreutes Gebein nach unserer Auslegung, den erschlagenen Abel bezeichnet, alle Todesengel mit Pauken und Posaunen, und jubeln um den ersten Todten. Was die ersten vier Blätter im Werden zeigen, ist hier nun wirklich da; das Leben ist gestorben. Von hier an zieht sich in den folgenden Blättern durch alle Stände und Alter der Widerspruch des Lebens mit dem Tode in den verschiedensten Situationen fort. Unversehens ergreift es der Tod gewöhnlich, wie es con amore mit der Entwicklung eitler Weltlichkeit beschäftigt ist. Der geistliche, adliche und bürgerliche Stand bis zum feisten Narren herab, werden vom Tode auf solche Weise hinweggerafft. Hiervon sind drei Ausnahmen. Dem Greis und der Greisin ist der Tod willkommen; mit dem Spiele des Hackebretes geleitet er die Lebensmüden in die Gruft. – Ferner auf dem Blatt der Spieler kämpft der Tod mit dem Teufel, nach dem Sprichwort, dass der Teufel den Erzbösewicht bei lebendigem Leibe hole. Der eine Spieler streicht sein Geld ruhig ein; der andere ruft den Teufel an; der dritte sitzt mit übergebogenem Haupt zwischen Tod und Teufel verzweifelt in der Mitte, während Beide, wem er eigentlich angehöre, mit Wuth sich streitig machen. Hier lässt Bechstein den Tod die Seele nehmen, und den Spieler unter moralischen Reflexionen umkommen, während die Pointe der Scene gerade in der Unentschiedenheit zwischen Tod und Teufel beruht. – Endlich das Bild eines/ Elenden auf dem Strohlager, aussen am Eingang eines Stadthores; das bärtige, kummervolle Antlitz, die um Vernichtung flehenden Blicke, die nach Ruhe müden Arme aufwärts hebend. Es ist der den bisherigen Bildern ganz entgegengesetzte Widerspruch: Das Leben, das nicht sterben kann, dem der Tod nicht erlösend nahe tritt; es ist, wie Bechstein meint, wie aber in der Zeichnung an sich, eigentlich noch nicht begründet liegt, der es mehr nur darum zu thun scheint, einen einsam Hüllosen, einen Ausgestossenen, einen Lazarus, einen Hiob auf einem Misthaufen zu zeigen, es ist also nach ihm der von Gott zum Leben verdamnte Ahasverus. Nachdem dies Bild das Wünschenwerthe und Nothwendige des Todes für den Menschen anschaulich macht, schliesst das Ganze mit dem Anblick der Auferstehung der Todten. Der Himmel ist eröffnet; der Todtengewältiger Christus sitzt in der Herrlichkeit des Richters, und die Auferstandenen gehen ein in das ewige Leben, über welches der Tod keine Macht hat.

So hat der grosse Maler sinnreich die Entstehung des Todes aus dem Leben; die vielfachen Formen seines Erscheinens und die Allgewalt desselben über alles irdische Dasein vorgeführt, bis sich am Schluss der Mensch mit dem Tode versöhnt, indem er ihn selbst in der geistigen Auferstehung als das Nichtige erkennt. Ueber das Leben herrscht er, nicht über den Geist. Das ist der oberflächliche Umriss des tiefen Holbein'schen Gedankens. Wundervoll ist derselbe von ihm in seinen verschiedenen Seiten ausgeführt. Wie hat er z.B. dem Todtengerippe eine so unendliche/ Mannigfaltigkeit zu geben gewusst, dass es jedesmal als individueller Charakter auftritt, dass der kahle Schädel jedesmal eine andere Physiognomie zeigt, dass die Knochen, das Spiel der Muskeln, Wohlbehagen, Anstrengung u.s.f. ausdrücken! Mit dem Behang einiger Kleidungsstücke, mit der Veränderung der Kinnladen, welche bald grinsen, bald lächeln, bald drohen, mit der Ausstattung des Craniums durch einige Haare hat er die höchsten Effecte erreicht. Interessant ist besonders, wie er den Tod zur Parodie des Lebendigen, den er abfordert, zu machen gewusst hat; z.B. der Tod, der dem Wucherer das Geld, und ihm damit seine Seele nimmt; der, welcher vor dem Weltgeistlichen, der mit pfäffischer Salbung die Monstranz trägt, mit Glocke und Laterne als Diener einhergeht; der, welcher in reisiger Rüstung mit dem Grafen kämpft u.s.f. alle diese drücken das aus, was an den Lebenden das Nichtige ist. [...]

Die Holbein'schen Zeichnungen sind so reiche Compositionen, dass auch eine mittelmässige

Phantasie dadurch erregt werden muss. Wir wollen Herrn Bechstein zugestehen, dass er den ernstlichen Willen gehabt hat, dieses Kunstwerk zu durchdringen und poetisch zu reproduciren. Er hat vielerlei Gedanken über den Tod aufgetischt, die allerdings auch auf die Bilder Anwendung leiden, weil diese den Tod darstellen, die aber die specifische Originalität derselben nicht erreichen, um die es doch zu thun sein muss. Er hat Krieg, Pest, Eifersucht und vieles Andere mit der herkömmlichen dichterischen Phraseologie hergezählt; er hat die Schrecken und Verwüstungen des Todes mit dem Reiz des Lebens, mit Blüten und freundlichem Sonnenlicht, mit sehnsüchtigen Herzen und leidenschaftlich unruhigen Wünsche gehörig contrastiren lassen; er hat hier und da sogar eine epische Individualisierung versucht – aber bei alle dem hat er kein Gedicht geliefert, am wenigsten eines, was den Sinn der Holbein'schen Dichtung wiedergäbe.

Der Fehler, welche der Verf.(asser) nach unserer Meinung begangen hat, sind unzählige. Wir wo/len nur einige hervorheben. Zuvörderst ist die scenische Malerei bei diese Sujet am unrechten Ort; es fordert eine sentiöse Haltung, die am besten durch einen kurzen Dialog erreicht wird, wie schon die älteren deutschen Dichter in der Behandlung dieses Stoffs verfahren sind: Hr. (= Herr) Bechstein ist dagegen durch sein Reflectiren und pittoreskes Schildern zu ganz widersagenden Weitschweifigkeiten getrieben. Wie fällt z.B. die Schilderung der Wassersnoth bei dem schlemmenden Könige so ganz aus der Luft, wie gekünstelt ist der sentimentale Anfang beim Bilde des Räubers u.s.w. – Dazu gesellt sich die metrische Unbestimmtheit des Vortrags. Wir würden gar nichts dagegen haben, dass der Verf.(asser) Bild vor Bild mit dem Metrum wechselte, da jedes in eine eigenthümliche Welt einführt. Hier lag ihm so gut wie dem Maler die grösste Freiheit vor. Aber dies zufällige Wogen des Reimes und gar zu bequeme Sichgehenlassen des Rhythmus ist bei einem Gegenstände nicht angewandt, der eine präzise Behandlung fordert, weil der Tod ein Mann von wenig Umständen ist. Der Verf.(asser) werfe uns nicht etwa den plattdeutschen Lübecker Todtentanz ein, der in freien Reimen gedichtet ist. Es ist ein so bestimmter Schlag der Reime und eine so feste Modulation des Rhythmus darin, dass er bei der Vergleichung sehr zu kurz kommen würde. Bei ihm sieht man den Schlendrian nur zu deutlich. Um ihn davon zu überzeugen, wollen wir die erste, beste Seite aufschlagen. S. 74. No. 18, der Richter; beginnt so:

Der Wanderer weilt in Kerkereinsamkeit,
Wo das Verbrechen sass bei der Verworfenheit;/
Durch Unschuld, oft verachtet und verhöhnt,
Ihr ungehörtes Flehn in Klagen ausgestöhnt.
Ihm war es wohl in diesen Schauerhöhlen,
Die Grausamkeit erfand, die Tyrannei gebaut,
Die Marterkammern hat er angeschaut,
Bestimmt, unmenschlich abzuquälen.
Die schrecklichen Geräthe waren voll
Von Blut befleckt der Opfer, ungereinigt,
Es war, als zitt're sterbend mancher Hall
Von Seufzern derer u.s.w.

Was ist das für eine lockre ungelenke Sprache, als wäre sie die schülerhaft mühsame Uebersetzung aus einer andern! – Mehre der eingestreuten kleinen Lieder, z.B. was der Narr singt, sind besser gerathen. Aber auch hier fehlt es nicht an grossen Mängeln, z.B. wenn es im Liede vom Tod des Kindes einmal heisst:

„Mutter, trockne die Thrän' dir ab,
Niemals ein Kind gehabt ich hab' “

Welch eine Construction! Von dem unpassenden Gedanken, der nur einem so humanen Tod, wie der Bechstein'sche ist, in den Sinn kommen kann, will ich nicht einmal etwas sagen.

So viel über die Sprache. Was nun die Auffassung der einzelnen Situationen angeht, so ist der Verf.(asser) mitunter auf dem Wege zum Glück gewesen, wie bei dem Bilde der Gräfin. Im Durchschnitt hat er aber darin einen Missgriff gethan, dass er, statt sich zu beschränken, statt dem Genius des grossen Meisters sich zu fügen und sein getreuer Interpret zu sein, die Individualität der Scenen durch eine Menge seiner modernen moralischen Ingredienzen und durch eine überall und nirgends, bald in Zion, bald in Sichara, bald auf den Gletschern umherpromenirende Phantasie gänzlich verwischt hat. Nun schwimmt man in dunstig unbestimmten Gemälden umher, die sich zu keiner rechten Anschauung abschliessen, während Holbein's Bilder zum Nachtheil jener, mit der grössten äusseren Klarheit und geistigen Durchsichtigkeit daneben stehen. Was für eine unbegreifliche Verirrung – über welche der Verf.(asser) wahrscheinlich als über etwas recht Prächtiges stolz sein mag – ist es nicht, den Commentar zum zwanzigsten Bilde vom Rathsherren mit Reflexionen über St. Helena und Napoleon, wie wir sie nun schon bis zum Ueberdruss gehört haben, anzufüllen und mit den im Munde Herrn Bechstein's vielleicht recht hübsch, aus dem des Todes aber lächerlich klingenden Worten zu schliessen:

„Singe! Sinke! Sei mein! – Und dann
Will ich auf diesem Felsen sitzen
Und trauern über den grossen Mann!“ –

Als wenn der Tod der Trauer fähig wäre! Konnte der Verf.(asser) einmal nicht unterdrücken, auch über Napoleon ein Wort zu sagen, warum wählte er nicht ein schicklicheres Bild, etwa das des Kaisers? Aber da hat er individualisiren wollen, und die Ermordung Albrechts durch Johann von Schwaben auf eine sehr verfehlte Weise angebracht.

Wir wollen dem Leser die Entzweiung der Holbein'schen Phantasie mit der Bechstein'schen wenigstens an Einem Bilde ausführlicher zeigen, und wählen dazu das der Nonne, wo der Contrast mit am grellsten erscheint. Hier hat Holbein ausdrücken wollen, wie ein liebliches, üppiges Nönnchen ihr Gelübde mit einem mannhaften Ritter zu brechen im Begriff ist. Der Ritter sitzt mit ei/ner Theorbe auf dem Bett des Mädchens und blickt die zarte Gestalt verlangend an. Sie knieet, den schönen Nacken zeigend, vor einem Altar, und erwiedert süss und zärtlich den Minneblick, während sie den Rosenkranz lässig in den gefalteten Händen niederhangen lässt. Auf dem Altar steht nicht etwa ein Crucifix, oder eine *mater dolorosa*, sondern ein Paar fleischige Venusbilder mit dicken Bäuchen, das eine mit Eva's verführerischem Apfel, sind zu schauen. Der Tod, eine alte Vettel andeutend, mit Fetzen und Tüchern eingelumpt, mit schlaffen, ekeln Brüsten, schleicht hinter dem brünstigen Mägdlein, was eben in die sündliche, todtbringende Begier willigt, und löscht die Lichter des Altars mit hämisch froher Hand aus. Was bedarf sie zu ihren Werken der Finsterniss, des Kerzenscheines? – Diese angegebenen Züge sind so schlagend ausgedrückt, dass man meinen sollte, Jeder müsse sie erkennen. Was hat Herr Bechstein's angenehme Phantasie daraus gemacht? Eine ordinäre Geschichte. Eine fromme Schwester Agathe, die in der stillen Zelle um einen verlorenen schönen und geliebten Ritter Adolar trauert, für ihre Sehnsucht Trost im Gebet sucht, und, gegen die Worte der Schrift, dass man droben weder freiet noch sich freien lässt, ihren Liebling jenseit des Grabes zu umhalsen hofft.

„Der stille Freund der Müden, Schmerzgequälten,
Tritt näher, löschtend ihres Lebens Licht.
Agathe sinkt, ihr mattes Auge bricht,
Und droben fand sie wieder den Erwählten!“

Ueberhaupt, und hiermit wollen wir unsere Bemerkungen beschliessen, hat der Verf.(asser) vom Tode, wie Holbein, wie das ganze Mittelalter ihn/ nahm, kein richtiges Verständniss. Ich will hier nicht wiederholen, was ich in meiner Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, im Abschnitt von der verkehrten Welt, darüber gesagt habe, besonders was die innere Zusammengehörigkeit der Narrheit mit dem Tode betrifft, und den Verf.(asser) nur darauf noch aufmerksam machen, dass er den Hauptpunct, welchen der Maler so schön vorstellt, den Uebergang des Lebens durch sich selbst zum Tode, also, um sich schroff, aber richtig auszudrücken, den Selbstmord, den es begeht, nicht gefasst hat. Das Mittelalter hing daran an der Schrift: der Tod ist der Sünde Sold. Das gerade, was dem Menschen seine Lust ist, ein beschränktes Element seines Daseins, Spiel, Handel, Liebe, Krieg, Macht u. dgl. m., diese Einseitigkeiten tödten den Menschen. Wie Gott das Leben, so bringt er selbst den Tod hervor. Daher erscheint der Tod als die unausbleibliche Nemesis des Unmaasses, als die Vernichtung alles Bösen, an dessen Wahnsinn in ihm selbst der Wurm nagt, der es verschwinden macht. Diesen Widerspuch hat Holbein ganz einzig charakterisirt. Man fühlt die Lust, mit welcher der Tod den Mast des Schiffs zerknickt, womit er die Kriegstrommel wirbelt, vor dem Fürsten und der Fürstin die lächerlich kleine Freudenpauke schlägt, bocksbeinig tanzend dem geilen Narren den Dudelsack vorpfeift, den Bischof vertraulich bei Seite nimmt, an einem kühlen Ort ihm ein Wörtchen schweren Inhaltes in das Ohr zu flüstern – und so durchgehends. Von dieser Lust des Vernichtens, von der bacchantischen Raserei, die es mit kalter Gluth entzündet, hat der düstere Pilger, der greise Wanderer, wie/ Hr. (= Herr) Bechstein den Tod euphemistisch betitelt, nur eine schwache Ahnung. Die Milde und Barmherzigkeit Gottes müssen immer die Oberhand behalten, Gott kann nicht zürnen; er kann nur lieben; er verlässt den schwachen Menschen nicht, und wie die weichherzigen und sentimentalischen Gemeinplätze weiter lauten. Diese glatte und vertuschende Sanfttheit hebt aber das Grauen des Todes wirklich nicht so auf, wie Holbein's Humor, und sein letztes Bild von der Auferstehung. Durch diese falsche Weichmüthigkeit sind die schönsten poetischen Stoffe verwässert. Was soll man dazu sagen, wenn in diesem Buche, was hie und da eine gute Schilderung bietet, der ewige Jude durch die Bitten einer schuldlosen Thorwächter-Tochter von seiner Qual erlöst wird? Hat der Verf.(asser) die schauerliche Sage, die ja oft genug aufgefrischt ist, so wenig gekannt, und hat er bei dem Holbein'schen Bilde so wenig bemerkt, dass der Tod mit Absicht nirgend zu sehen ist, wie ersehnt er auch dem Lebenssatten wäre, dass er sagen kann:

Die Bitten frommer Unschuld trug
Ein Seraph hin zum Quell der Gnade,
Und ihre Thränen löschten in dem dunkeln Buch
Des Sünders Schuld; er stand am Markstein seiner Pfade.
Der Pilger trat ihm nah und seine Stunde schlug. (S. 196, sk)

Herr Bechstein hat sich dem Publicum der Leihbibliotheken durch eine Menge anziehender Geschichten, deren Scene mehr oder weniger in das Mittelalter fällt, mit Recht beliebt gemacht. Das Verdienst, was er sich dadurch erworben, wollen wir ihm nicht im Mindesten streitig machen. Allein ein ganz anderer Massstab, als der/ der blossen Unterhaltung, die uns über einige müssige Stunden

im leichtbewimpelten Nachen eilig forttragen soll, ist da anzulegen, wo es auf wahrhafte Poesie ankommt. Hier muss die Kritik rücksichtslos sein, denn der Dichter fordert sie selbst dazu auf. Unser Urtheil ist daher zwar streng, aber es ist gerecht. Hr. (= Herr) Bechstein ist ein sinniger und geschickter Mann, dessen Darstellung es wohl verräth, dass er in Thüringens Thälern und Wäldern den Offenbarungen der Natur und dem Nachhall alter Sagen lauscht. Er hat einmal ein Büchlein Arabesken geschrieben, worin er das, was wir als das Sinnige an ihm loben, recht anmuthig aussprach. Allein mit solchen Gedichten, wie der Todtentanz, Faustus u.a., überschreitet er die ihm angewiesene Sphäre. Er wird dann mehr von dem formellen Auspinseln, als von der inhaltvollen Energie des Darzustellenden gefesselt; daher das Declamatorische der Reflexion und die mehr als behagliche Breite der Scenerie. Manche Kritiker haben ihn durch unüberlegten Preis in seiner Verworrenheit bestärkt. Ist es z.B. nicht höchst unangemessen, den Deutschen Luther in Italienischer Canzonform zu besingen? Der Gegenstand gebietet Ehrfurcht; der Wille des Dichters ist rein und warm; darf dies aber über die poetische Leerheit des Panegyricus blenden? Die Rhetorik ist ein Moment der Dichtkunst, aber sie ist nicht die Poesie. (S. 21-36)

Faustus, ein Gedicht von Ludw.(ig) Bechstein. Leipzig 1833. Mit Kupfern. 195 S.

Nachdem Faust's Geschichte so oft dramatisch behandelt wurde, konnte eine epische Auffassung derselben eine neue Anschauung dieses unsterblichen Thema's darzubieten scheinen. Nur fragt sich, ob nicht in dem Stoffe selbst eine unmittelbare Anlage sei, welche ihn bei weitem mehr für die dramatische, als für die epische Gestaltung eigne. Widmann's weitschweifige Erzählung, der schlichte Ton des aus ihm excerpirten Volksbuches und Klingers Faust sind die einzigen uns bekannten prosaischen Darstellungen. Indessen wollen wir einmal von der Majorität der dramatischen Behandlung von dem Puppenspiel an, durch Marlow, Maler Müller, Göthe, Klingemann, Holtei u.A. hindurch bis auf Grabbe's Faust und Don Juan absehen; es könnte in der geschichtlichen Entwicklung der Poesie das Gesetz enthalten/ Sein, dass ein Stoff, der ursprünglich episch war, die dramatische Form überginge, und, nachdem er in derselben sich vollendet, noch einmal in höherer Verklärung zur epischen Form sich erhöhe, allein ohne dass der Stoff selbst zur epischen Breite sich hinneigte, werden wir diesen Gang nicht finden. Er ist da z.B. in der Sage des Fortunatus; diese wurde schon im sechszehnten Jahrhunderte dramatisirt; Tieck erhob sie in dieser Gestalt auf den Gipfel der Vollendung; Uhland endlich hat eine epische Gestaltung in der heiteren Weise des Ariostischen Tons begonnen. Dass die Geschichte des Faust in Göthe's Bearbeitung die Vollendung erreicht habe, ist wohl kein Zweifel mehr. Herr Bechstein hat zum Volksbuche zurückkehren müssen, um Beziehungen vor sich zu haben, welche noch nicht von Anderen ergriffen und erschöpft wären. Er hat daher vorzüglich die Schwänke zum Gegenstande gewählt, welche das Volksbuch von dem grossen Zauberer erzählt, der bald artig und galant, wie gegen die Gräfin von Anhalt, bald burschicos, wie in Auerbach's Keller, bald mit phantastischer Pracht, wie bei dem Kaiser Maximilian, sich geberdete. Es wäre nun gegen eine Ausführung dieses Stoffes nichts zu sagen, wenn sie malerisch, individuell vollbracht wäre, wie dies z.B. von Marlow geschehen ist, der alle diese Spässe behandelt und doch den strengen finsternen Geist der Sage festhält. Allein der Vf. (= Verfasser) hat aus Faust einen sentimentaln Träumer gemacht, der in Schwermuth versunken, eine kraftlose Sehnsucht nach Wissenschaft, Genuss und Ruhm hegt; es ist so gar kein Zusammenhalt der einzelnen Begebenheiten in diesem unbestimmten Charakter,/ dass sie, jede für sich, selbstständig erscheinen und Faust nur das äussere Band ist, welches der Dichter um sie herumgewunden hat.

Worin sich der Mangel an poetischer Individualisirung kund gibt, ist der Hang des Vfs. (= Verfassers) zu allegorischen Figuren. Wenn die Allegorie wirkliche Allegorie ist, so hat sie ihre vollkommene

Berechtigung in der Kunst; wenn aber das Allegorische die Ohnmacht des Dichters verräth, mit frischer Lebendigkeit das unmittelbare und wirkliche Dasein zu schildern, so wird es lästig. Im Epischen können wohl Götter, Teufel und Engel auftreten; allegorische Personen aber wie in Voltaire's Henriade, in den Amadisromanen, verschwimmen in das Nebulose; die Personification des Begriffs ist darin einem untergeordneten Standpunkte angehörig, welchen die Europäische Kunst während des Mittelalters in zahllosen und weitschweifigen Allegorien überwunden hat. Unsere Kunst fordert die Darstellung der Idee in der Wirklichkeit; schon ein Marquis Posa ist ihr zu flach und allgemein, zu wenig ein wahrer Mensch, nur die geistreiche Repräsentation der Menschheit, in welcher Beziehung ihn Jean Paul treffend mit einem Leuchtturm verglich. Für sich mag nun das Allegorische noch bestehen; aber so bald es, wie in der Aeneis, in der Henriade u.s.w. und, als Reue, Furcht, Gewissen, Schwermuth u. dergl. wie bei unserem Vf. (= Verfasser), auftritt, wird es trocken und ungeniessbar.

Hr. (= Herr) Bechstein hat die Faustische Sage, was wir ihm auch früher in Bezug auf die Heimonskinder und den Todtentanz vorwarfen, nicht tief genug genommen; er hat sich an die äusseren/ Contraste, Einsamkeit und Weltgewühl, Unschuld und Verdammniss, Liebe und sinnliche Lust u.s.f. gehalten, ohne uns die innere Entzweiung dieser Zustände zu entfalten. Als epischer Dichter konnte er das freilich nicht in dem Maasse, als der dramatische; indem er aber mehr die Erscheinung malte, musste er doch den Zusammenhang der einzelnen Momente, genauer als von ihm geschehen, begründen, und das Eigenthümliche einer jeden Situation localer, sinnlicher, bestimmter veranschaulichen; Faust musste in trüben, verzweifelnden Augenblicken nicht bloss die Stirn schlagen u.s.w. Der Verf.(asser) kann sehr leicht täuschen, indem jeder einzelne Vers, jede einzelne Strophe, selbst einzelne Romanzen, befriedigend dünken; jedoch im Ganzen angesehen, verschwindet dieser Schimmer, der durch das Blühende der Diction und Klingende des Metrums über das Einzelne hingegossen wird, z.B. S. 44:

„Hoch Faustus! Hoch! Er lebe!“ so schallt's im hellen Saal
Vom Munde froher Zecher, Pokal klingt an Pokal;
Gewandte Diener fliegen den Elfen gleich umher;
Süss rauscht von holden Klängen ein unsichtbares Meer.

So schön solche Einzelheiten sind, so ist doch in keiner etwas enthalten, das zu einem längeren Verweilen stimmte, weil sie immer zu allgemein und gewöhnlich ausfallen. Man kann sich kein getreueres Bild von dieser äusserlich blendenden Poesie machen, als die hinzugefügten Kupfer geben. Diese sind recht sauber und scharf gestochen, aber in der Zeichnung ist immer etwas Verfehltes, bald in den Gliedern, bald im Gesicht. Das Charakteristische des Momentes ist/ schwer zu enträthseln, weil die Bestimmtheit des Affectes mangelt; die Gestalten haben sämmtlich das Ansehen, nach Modellpuppen gefertigt zu sein; welche Missgestalt ist der die Helena um Liebe bittende Faust, wie gemacht erscheint das Entsetzen auf den Gesichtern bei Prästigiar, wie philisterhaft der von Helena, einer leblosen Statue, scheidende Faust und so durchgehends! Dagegen ist auf das Beiwerk, auf die Ausschmückung der umgebenden Scenerie eine übertriebene Sorgfalt verwandt, wodurch der Eindruck der Hauptgestalten, die Auffassung des individuell Hervorspringenden vollends verlöscht wird.

(Im oben erwähnten Abdruck des Volksbuchs sind einige dieser Entwürfe benutzt, aber besser ausgeführt.)

Zur Geschichte der Deutschen Literatur. Königsberg (Gebrüder Bornträger) 1836. S. 152-156.

18. Walter Scherf

Bechstein, Ludwig, auch: C. Bechstein, eigentl.: Louis Clairant Hubert B.; *24.11.1801 Weimar, + 14.5. 1860 Meiningen; Grabstätte: ebd., Friedhof. – Verfasser u.(nd) Sammler von Märchen u.(nd) Sagen.

B.(echstein) wurde unehelich in Weimar geboren. Als Vater gab Johanna Karolina Dorothea Bechstein aus Altenburg den aus Fontenay-le-Comte in der Vendée stammenden Emigranten Louis Hubert Dupontreau an. Da sie den Beweis heimlich in Halle/ Saale getraut zu sein, nicht erbringen konnte, zahlte sie ihre Strafe. Und da sie ohne Einkünfte war, gab sie das Kind einer Pflegemutter. Seine Kindheitsjahre erschienen B.(echstein) in der Erinnerung „wie ein schlimmer Traum“; seine Herkunft, die er als Makel empfand, suchte er gelegentlich durch falsche Angaben zu verschleiern.

1810 wurde B.(echstein) von seinem Oheim Johann Matthäus Bechstein, dem angesehenen Naturwissenschaftler u.(nd) Direktor der Forstakademie Dreißigacker bei Meiningen (einem früheren Lehrer im Salzmannschen Institut in Schnepfenthal), als Pflegekind aufgenommen. Die ehrgeizigen Erziehungspläne hatten freilich nicht den Erfolg, den der Oheim sich erhofft hatte. B. mußte das Lyzeum in Meiningen vorzeitig verlassen. Statt Forstbeamter zu werden, trat der 17jährige die Apothekerlehre in Arnstadt an. Dafür hatte er im Umgang mit zwei schriftstellernden Lehrern die Lust, ja die Lesewut zur romant. Literatur entwickelt. Zeugnisse der Vergangenheit, mündl.(iche) Überlieferung u.(nd) Volksbücher bestimmen seine literar.(ischen) Vorlieben. Erste Frucht waren die Thüringischen Volksmärchen (Sondershausen 1823) – eher ein von Musäus beeinflusster Wildwuchs als literarisch gefaßte Überlieferung.

Geselliger Umgang mit jungen Leuten, Theaterspiel, Musizieren, Wandern u.(nd) Verschmieden u.(nd) nicht zuletzt das Nachsinnen über sagenhafte Verbrechen u.(nd) sinnl.(iche) Schuldverstrickungen beschäftigten B. weit mehr als sein Brotberuf. Da wurde der junge Herzog Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen auf B.(echstein)s Sonettenkränze (Arnstadt 1828) aufmerksam u.(nd) gewährte ihm ein Stipendium (1829-1831), das ihm das Studium der Philosophie, Geschichte, Literatur u.(nd) Kunst in Leipzig u.(nd) München ermöglichte; den Rest des Stipendiums nutzte er zu einer längeren Wanderung durch Oberbayern sowie einem Aufenthalt in Salzburg. B.(echstein)s Lehr- u.(nd) Studienjahre waren vom geselligen künstlerischen Umgang bestimmt: mit den Musikern Andreas Zöllner u.(nd) Friedrich Nohr u.(nd) dem Schriftsteller Ludwig Storch (mit dem er sich 1848 aus polit. Gründen überwarf), mit Wilhelm von Chézy, Karl Spindler, Eduard Duller, Moritz Gottlieb Saphir, Moritz von Schwind u.(nd) Hans Ferdinand Maßmann.

Inzwischen hatten ihn seine Volksstoffbearbeitungen berühmt gemacht. Literaturkritiker wie Wilhelm von Kotzebue, Garlieb Helwig Merkel u.(nd) Wolfgang Menzel lobten ihn u.(nd) bescheinigten ihm die Verwandtschaft mit Byron. Das galt v.a. für *Die Weissagung der Libussa* (2 Bde., Stgt. 1829), *Die Haimons-Kinder* (Lpz. 1830), *Der Todtentanz* (Lpz. 1831) u.(nd) sein Epos *Luther* (Ffm. 1838). Dabei ist B.(echstein)s Dichtung unverkennbar – bis zu den Titelformulierungen – an Vorbildern wie Musäus u.(nd) E.T.A. Hoffmann, der schwäb.(ischen) Dichterschule u.(nd) Heine, Scott u.(nd) Willibald Alexis orientiert. Carl Rosenkranz freilich setzte sich 1836 unnachsichtig mit B.(echstein)s epischen Versuchen auseinander. Er warf ihm v.a. ständigen Wechsel des Metrums, Reimgeklapper u.(nd) die Weitschweifigkeit des Reflektierens u.(nd) Ausmahlens vor.

Von München heimgekehrt, wurde B.(echstein) 1831 zum herzogl.(ichen) Bibliothekar ernannt; die Übernahme des regionalen Archivs, eine ungeheure Sammeltätigkeit u.(nd) vielfältige

schriftstellerische Unternehmungen schlossen sich an. 1832 heiratete B.(echstein); nach dem Tod seiner Frau heiratete er 1836 noch einmal. Aus seinen Ehen gingen sechs Kinder hervor.

Über Thüringen hinaus wurde der volkstüml.(iche) Mann rasch zu einer allgemein anerkannten Autorität der Literaturkritik u.(nd) Altertumsforschung (vgl. etwa seine *Chronik der Stadt Meiningen von 1676 bis 1834*. Meiningen 1834/35). Er trat der Meininger Loge bei, hielt enge Freundschaft mit dem Archidiakon der Stadtkirche, August Wilhelm Müller, u.(nd) baute mit herzogl.(icher) Unterstützung ein Haus, sein geliebtes, gastfreies Tusculum (mit erlesenem Weinkeller). Die Zinslast, die Kosten für seine Sammelleidenschaft u.(nd) das gastfreie Leben machten ihm allerdings zunehmend zu schaffen. Ausgedehnte Wanderungen u.(nd) ausgiebige Vereinstätigkeit im Sängerbund, v.a. aber in dem von ihm 1832 gegründeten „Hennebergischen altertumsforschenden Verein“ erfüllten sein Leben.

Seine vielfältigen lyr.(ischen) u.(nd) epischen Produktionen, seine Biographien u.(nd) histor.(ischen) Romane in der Tradition von Arnims *Kronenwächter* (z.B. *Grimmenthal*. Hildburghausen 1833), die Kunstmärchen, Sagenversifikationen, Reisebeschreibungen, Heimat- u.(nd) Schauergeschichten nebst all den volkskundl.(ichen) Untersuchungen sind heute weitgehend vergessen, obgleich Nadler 1928 noch rühmte: „Bechstein war ein gottbegnadetes Gefäß des volkstümlichen Geistes dieser Landschaft, ein Erforscher altdeutscher Kulturzustände, dem die Türen der Vorzeit wie von selber aufsprangen“. Die Edition mittelalterl.(icher) Dichtung, etwa Geschichte und Gedichte des Minnesängers Otto von Botenlauben (Lpz. 1845) u.(nd) die Entdeckung u.(nd) Erstherausgabe von Heinrich Wittenweilen Ring (Stg. 1851) waren wichtig für die Erschließung älterer Literaturdenkmäler. Heute noch Bestand haben B.(echstein)s reiche Sagensammlungen (mit rund 2300 Texten) u.(nd) seine beiden Märchensammlungen (mit etwa 150 Texten). Das gilt vornehmlich für das als fiktive Wanderung durch die Sagenlandschaften angelegte, 1000 Erzählungen umfassende, von Adolf Ehrhardt illustrierte *Deutsche Sagenbuch* (Lpz. 1853), eine Frucht früherer regionaler Sammlungen, u.(nd) das *Deutsche Märchenbuch* (Lpz. 1845. Ausg. letzter Hand: 131857), das durch Ludwig Richters Illustrationen (seit der 12. Auflage 1853) zu einem Hausbuch wurde.

Während B.(echstein) sich viele Sagen auf seinen Fußwanderungen hatte erzählen lassen, stützte er sich bei den Märchenbüchern auf Beiträge u.(nd) bereits Veröffentlichtes. Zwischen Auftragserteilung (durch seinen Verleger Wigand) u.(nd) Ablieferung waren ihn kaum mehr als drei Monate Zeit gegeben. Obgleich B.(echstein)s Märchen den Brüdern Grimm darin folgen, in naivem Tonfall das Wunderbare herauszuheben, sind auch deutl.(iche) Anklänge an Musäus festzustellen, wenn B. fantast.(ische) oder zeitkrit.(ische) Momente integriert oder auch witzig-großsprecher.(ische) Figurenrollen ins Spiel bringt. Der für das Biedermeier charakteristische moralisierende, enterotisierende u.(nd) sentimentalisierende Grundzug kennzeichnet auch B.(echstein)s Märchen; bei der Neuausgabe von 1853 ist B.(echstein) allerdings um eine eher nüchterne, wirklichkeitsgetreue Darstellung bemüht, wozu ihn die Kritik des schwäb(ischen) Märchensammlers Ernst Meier veranlaßt hat, der „manches entschieden Unechte und Selbsterfundene“ rügte.

Noch über die Jahrhundertwende hinaus erreichten B.(echstein)s Märchensammlungen um ein Vielfaches höhere Auflagen als die Grimmschen Märchen. Das änderte sich erst, als die Jugendschriftenbewegung B.(echstein) vorwarf, er ergänze seine Texte „skrupellos. [...] durch völlig unmärchenhafte Züge“ (Franz Heyden).

13 WEITERE WERKE: Märchenbilder u. Erzählungen. Lpz. 1829. – Erzählungen u. Phantasiestücke. Stgt. 1831. – Der Todtentanz. Lpz. 1831 (Ep.) – Das tolle Jahr, 3 Bde., Stgt. 1933 (Histor. R.). – Faustus. Lpz 1833 (Ep). – Des Hasses u. der Liebe Kämpfe. Hildubhrhausen 1835 (D.). – Der Sagenschatz u. die Sagenkreise des Thüringer-landes. 4 Bde., Hildburghausen/Meiningen 1835-38. – Die Reisetage. Aus meinem Leben. 2, 2 Bde., Mannh. 1836. – Gedichte. Ffm. 1836. – Fahrten eines Musikanten. 3 Bde., Schleusingen 1837. Ffm. 21854/55 (nacherzählte Lebenserinnerungen). – Die Volkssagen, Märchen u. Legenden des Kaiserstaates Oesterreich. 4 Bdel. Lpz 1840. – Der Sagenschatz des Frankenlandes. Würzb. 1843. – Berthold der Student oder Deutschlands erste Burschenschaft. 2 Bde., Halle 1850 (histor. R.). – Hexengesch.n. Halle 1854. – Dr. Johann Matthäus Bechstein u. die Forstacademie Dreißigacker. Meiningen 1855 (Biogr.). – Mythe, Sage, Märe u. Fabel im Leben u. Bewusstsein des Dt. Volkes 3 Bde., Lp. 1854/55. – Romant. Märchen u. Sagen. Altenburg 1855. – Neues dt. Märchenbuch. Lpz./Pest 1856. – Villa Carlotta. Poet. Reisebilder. Weimar 1857. – Thüringens Sagenbuch. 2 Bde., Wien/ Lpz. 1858. – Thüringens Königshaus, sein Fluch u. Fall. Lpz. 1865 (Ep.). – Sämtl. Märchen (zus. Mit 'Thüring. Volksmärchen' u. 'Neues dt. Märchenbuch'). Hg. Walter Scherf. Mchn. 1965. 71983.Bearb. Neuausg. (Tb)., Mehn. 1988.

Literatur: Bibliographie: Theodor Linschmann: L.B. s. Schr.(ift)en Meiningen 1907. Neudr. Lpz. 1972. – Weitere Titel: Kurt Wasserfall: L.B.s Märchenbücher. Diss. Heidelb. 1922. – Franz Heyden: Volksmärchen u.d Volksmärchen-Erzähler. Hbg. 1922. – Karl Boost: L.B. Diss. Würzb. 1925. – Klaus Schmidt: Untersuchungen zu den Märchensammlungen v.L.B. Lpz. 1935. – Alfred Fiedler: L.B. als Sagensammler u. Sagenpublizist. In: Dt. Jb. Für Volkskunde 12 (1966), S. 243-266. – Werner Bellmann: L.B. In: Enzyklopädie des Märchens. Bd. 2, Bln./New York 1978, Sp. 15-19. – Rolf-Rüdiger Schneider: B.s. 'Dt. Märchenbuch' Diss. Wuppertal 1980. – Walter Scherf: Der vergessene Apotheker u. Bibliothekar aus Weimar. In: L.B. Kinder- u. Zaubermärchen. Mchn. 1984, S. 5-15 *Walter Scherf Literaturlexikon*. Gütersloh und München 1988. Bd II, S. 368.

19. Friedrich Sengle:

(Sengle behandelt Bechstein bei den *poetæ minores* und schätzt speziell dessen *Deutsches Märchenbuch*.)

Besondere Beachtung verdient, unmittelbar an der Grenze der Biedermeierzeit, Ludwig Bechstein (*Deutsches Märchenbuch*, Leipzig: Wiegand 1846). Seine Märchen erschienen in vielen Auflagen, und dieser Erfolg ist verdient. Wieder ist es ein im Grunde recht sentimentalischer Dichter, ein Dichter von starkem Bewußtsein, der sich des naiven Tons mit Selbstverleugnung, mit zuchtvoller Kunst und daher überzeugend bedient. Die Vorübungen Bechsteins verdienen im Vergleich zu Hauffs etwa gleichzeitigen Märchen kaum Erwähnung (*Märchenbilder und Erzählungen*, Leipzig 1829). Erst im *Deutschen Märchenbuch* beginnt er Meister seiner Kunst zu werden. „Naiv“ ist sie noch nicht ganz. Betrachtet man etwa *Aschenpüster mit der Wünschelgerte*, so findet man genug ironische und empfindsame Elemente. Aschenpüster putzte die Stiefel des Prinzen „so schön, daß der Kater sich mit Wohlgefallen darin spiegelte und seinem Ich im Spiegel einen Kuß gab.“ Der „Kater Murr“ des sentimentalischen Hoffmann ist noch nicht ganz aus dem Märchen verdrängt. Es gibt auch Geheimrats- und Hofsatire im gleichen Märchen. Andererseits wird die Sehnsucht des Prinzen nach Aschenpüster dicker aufgetragen als im Volksmärchen üblich: „Alles fehlte, weil sie fehlte.“ Stimmung macht Bechsteins Märchen inniger. Man kann verstehen, daß dieser Dichter zunächst zum empfindsamen und ironischen Erzählen neigte, aber er verzichtet um der Volkstümlichkeit willen mehr und mehr auf solche Subjektivität. Er mischt die alten Quellen, die er eifrig zusammensucht,

immer behutsamer mit den modernen, sentimentalischen Ingredienzen, so daß sehr gut ausbalancierte, anmutig-naive Gebilde dabei herauskommen.

Frömmigkeit, etwas zurückhaltender als bei Marie Petersen oder Guido Gösses, bildet auch hier den Hintergrund des Fabulierens. Religiöse Didaktik wird nicht verschmäht, doch auch sie bleibt anmutig. Er bringt es fertig, in dem Märchen *Drei Wünsche* den Herrgott persönlich als didaktischen Geschichtenerzähler vorzuführen. Nachdem Gott dem Armen die drei Wünsche gewährt hat, läßt er ihn nicht gleich wünschen, sondern er erzählt ihm zur Warnung Geschichten von falscher Verwendung der Wünsche, so daß er nun das Richtige wünscht: Seligkeit, Gesundheit mit Zufriedenheit und – das gehört noch zu den Menschenrechten – ein besseres Haus. Das parodistische Nachspiel mit den drei Wünschen des Reichen ist ganz anders im Ton: schwankhaft, mimisch, drastisch. Schon dieses Märchen, in dem allerdings die Vorlage besonders frei behandelt wird, kann einen Eindruck vom Umfang/ der Mittel Bechsteins und von seiner volkstümlichen Darstellungskraft vermitteln. Die Sprache ist, vor allem in der ersten Auflage, nicht ängstlich naiv, sondern läßt ruhig ein wenig Rhetorik ins Märchen. Auf den zierlichen Türmen wehen hellschimmernde Fahnen. Die hohen Fenster blinken wie Flammenspiegel. Es gibt Liliennacken, umwallt von reichen Locken, zarte, holde Gestalten, aber auch Zähne, die knirschend aneinanderschlagen, abscheuliche Krallen, höllische Freude.

Bechstein hat in den 50er Jahren die Metaphorik, Weitschweifigkeit, Rührung und mit diesen Biedermeierelementen auch die Frömmigkeit, soweit es ihm möglich war, abgebaut, um dem neuen realistischeren Geschmack zu genügen. Den wichtigsten Anlaß dazu gab offenbar ein Angriff Ernst Meiers in der Vorrede zu seinen *Deutschen Volksmärchen aus Schwaben* (Stuttgart 1852). In der 12. Auflage seines Märchenbuches (Leipzig 1853) – sie ist mit 174 Holzschnitten Ludwig Richters illustriert – antwortet Bechstein mit einem Bekenntnis, das interessant ist. Er gibt zu, daß es in seinen Märchen „rhetorisches und kunstpoetisches Beiwerk“ gab; aber der Grund dafür ist, daß er ein Volksbuch geben wollte. Grundsätzlich ist auch er gegen solches Beiwerk.

Denken wir an die Rhetorik des Volksschriftstellers Gotthelf, so finden wir diese Rechtfertigung bestätigt. Auch der erfolgreiche Auerbach ist nicht ohne kunstpoetisches Beiwerk denkbar. Die absolute Naivität ist ein Ideal der Gebildeten, nicht des Volkes! Die Technik Andersens, seines Hauptkonkurrenten, die Personifizierung von Gebrauchsgegenständen, die besonders leicht ins Kindische führt, hat Bechstein abgelehnt. Aber auch er bemüht sich intensiv von Auflage zu Auflage um eine überzeugendere Naivität. Glücklicherweise hat er zu viel Substanz, um sich selbst in seiner ironischen und empfindsamen Subjektivität völlig zu vernichten, und zu viel gesellschaftlichen Takt, um läppisch oder primitiv zu werden. Man braucht daher die späteren Auflagen seines Märchenbuchs nicht zu scheuen. Doch behält auch der unverbesserte Biedermeier-Bechstein mit seinen Allegorien, Metaphern und Hyperbeln, mit seiner weniger filtrierte Naivität für den Leser, der den Vormärz ungeschminkt kennenlernen will, seinen Reiz. Bechsteins *Deutsches Märchenbuch* von 1846 hat manches mit Stifters Urfassungen gemeinsam. Realistisch sind diese spätbiedermeierlichen Produkte so wenig wie die lyrischen Vormärzpredigten; aber sie trotzen der „großen Zeit“ von 1848 als Dichtungen.

Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Bd II *Die Formenwelt.* Stuttgart (Metzler) 1972, S. 970/1.

20. Adolf Stern:

Ludwig Bechstein, zu Weimar geboren, aber meiningischen Ursprungs, ein Neffe des Naturforschers

Johann Matthias Bechstein, des Begründers der jetzt aufgehobnen, seiner Zeit berühmten Forstakademie zu Dreißigacker, war als Stipendiat Herzog Bernhard Erich Freunds aus der Apotheke zu Salzungen erlöst worden, hatte in Leipzig und München Philosophie und Geschichte studiert, war Kabinettsbibliothekar seines Landesherrn, Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek zu Meiningen geworden. Er war ursprünglich eine wahrhaft dichterische Natur, und seine frühesten Gedichte, poetischen und prosaischen Erzählungen waren „aus innerer Quelle geflossen, einfach, leicht, nicht ohne Gemüt, aber die Leichtigkeit, mit welcher er die Form handhabte, verleitete ihn zu einer raschen Produktion, deren Menge mit dem kleinen Talent nicht in richtigem Verhältnis blieb“ (Gödeke). Bechstein hatte es an Regsamkeit so wenig als am Bestreben fehlen lassen, sich durch neue Eindrücke und Bildungselemente neue Stoffe zu sichern, doch da er unablässig nur nach Erweiterung, nicht nach Vertiefung seines Anschauungskreises trachtete, so ward ein von Haus aus vorhandner Zug zur Trockenheit und nüchternen Äußerlichkeit allmählich herrschend. Von seinen Gedichten hatten „Gevatter Tod“ und „Die Haimonskinder“, von seinen Romanen die „Fahrten eines Musikanten“ mit ihrem Seitenstück die meiste Anerkennung gefunden, als Sagenforscher und Märchensammler bereitete er eben jetzt jenes „Deutsche Märchenbuch“ vor, das auch im buchhändlerischen Sinne großes Glück machen sollte, und hatte seinen spätern Veröffentlichungen mittelalterlicher Dichtungen in diesem Jahre (1841) eine Skizze über den Minnesänger Otto von Botenlauben als „Vorläufer“ vorgehen lassen. Als herzoglicher Hofrat und Bibliothekar, als Vorsitzender des Hennebergischen altertumsforschenden Vereins, als rechte Hand des Herzogs in litterarischen Dingen war er für Ludwig, der seinem fürstlichen Gönner die Änderung seines Lebensplans zu eröffnen und zu motivieren hatte, ebenso von Bedeutung wie als anerkanntester und verbindungsreichster Schriftsteller seines kleinen Vaterlandes.

Otto Ludwigs Biographie in: *Otto Ludwigs gesammelte Schriften*. 1. Band, Leipzig (Friedrich Wilhelm Grunow) 1891, S. 187/8.

21. Kurt Wasserfall:

„Wenn wir Bechstein ein Talent nennen, so soll damit gesagt sein, dass seine poetische Begabung ihre Grenzen hatte. Niemand war sich darüber klarer als Bechstein selbst [...] Überschaun wir die lange Reihe der poetischen Werke Bechsteins, so fällt sofort in die Augen, dass Bechstein fast durchweg in engem Anschluss an einen gegebenen Stoff gestaltet hat. Diese Stoffe nahm er vor allem aus der Geschichte und aus der Volksüberlieferung. Man hat Bechstein einen Romantiker genannt, und als Kind seiner Zeit musste er zunächst mehr oder weniger unter dem Einfluss der Romantik stehen. Wir sahen, wie sich schon in dem Knaben unter der Einwirkung von Umgebung, Erlebnissen und Lektüre romantische Neigungen entwickelten, ein Hang zum Ungewöhnlichen und Wunderbaren, eine Vorliebe für die Sage und jede Art der Volksüberlieferung sich bildete. So wuchs Bechstein – im eigentlichen Sinne des Wortes – in die Romantik hinein. Die Wiederbelebung deutscher Vorzeit und alter Volksüberlieferungen, sowie die Freude daran, Fremdartiges, Wunderbares und Ungewöhnliches zu erzählen, blieben in der Tat für Bechstein die Grundlage seines Schaffens. Die Frage aber, ob Bechstein seiner inneren Anlage nach ein Romantiker war, ist zu verneinen. Er stand im Grunde viel zu fest auf dem Boden einer realen Wirklichkeit. Ausserdem lag dieser nüchterne Wirklichkeitssinn auch im Charakter der Zeit, der Bechsteins Hauptschaffen angehörte, im Charakter des jungen Deutschlands und der sich daran anschliessenden Epoche.“

Ludwig Bechsteins Märchenbücher unter Berücksichtigung seiner sonstigen Werke, vor allem der

Abhandlungen und Werke über Märchen und Sage wie der Sagensammlungen. Diss Heidelberg (1926), S. 23/4

22. Gero von Wilpert:

„Leidenschaftsloser, z.T. trivialer Lyriker und Erzähler aus Thüringens Land und Geschichte; breite, spannungsarme Romane; später Massenproduktion. Bedeutend als Sammler heimischer Märchen und Sagen in echtem Märchentone und als Herausgeber.“

Lexikon der Weltliteratur. 3. neu bearb. Aufl. 1997, S. 132.

23. Oskar Ludwig Bernhard Wolff:

„L.(udwig) Bechstein, eigenthümlicher als Lyriker, behandelt mit großer Vorliebe und patriotischer Pietät thüringische Stoffe; er zeichnet seine Charactere mit wohlthuender Wärme, oft mit liebenswürdiger Naivetät und Innigkeit, aber nicht immer psychologisch consequent; für die Natur hat er einen geübten Blick und weiß seine Darstellungen derselben mit frischem Hauch zu beleben, dagegen fehlt es seinen Situationen hin und wieder an genügender Motivierung [...]“

Allgemeine Geschichte des Romans, von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit. 2. vermehrte Auflage Jena (Friedrich Mauke) 1850, S. 592.

24. Faustus Rezension:

„Literarische Anzeigen. Bei Dr. August Leo in Leipzig ist erschienen und in den Buchhandlungen Deutschlands zu haben: FAUSTUS. Ein Gedicht von Ludwig Bechstein. 4. (= Quartformat) Mit 8 Conturen.(ierten) Kupfern. Wie oft auch von andern Dichtern in Prosa oder dramatisirt, die schönste aller deutschen Sagen, die vom Zauberer Faust, bearbeitet worden, der Dichter des "Totentanzes" gibt sie in einer neuen Form, der lyrisch-epischen und einer Art der Behandlung wieder, wie noch keine dieses Stoffs vorhanden ist. Sein *Faustus* ist weder ein Bild eigner Phantasie, noch eine Copie nach einen (sic) neueren Meister, sondern der echte Faust der Sage, der Faust des Volksbuchs, nur gehoben durch die Reize der Sprache des Verfassers und der poetischen Gedankenfülle. Acht schöne und gelungene Kupferstiche in Conturen, nach Schwind von G. Pfau und J. Thäter, unter der Leitung des Herrn Prof. Frenzel, zieren das würdig ausgestattete Werk, das bald eine Lieblingslectüre des gebildeten Publicums werden dürfte.“

In: *Allgemeiner Anzeiger und Nationalzeitung der Deutschen* Nr. 287 (vom 20.10.1832), Sp. 3754/5.

25. Weitere Konversationslexika:

***Encyclopädie der Deutschen Nationalliteratur, oder biographisch-kritisches Lexicon der deutschen Dichter und Prosaisten seit den frühesten Zeiten; nebst Proben aus ihren Werken.* Hg. von O.L.B. Wolff. Erster Band (A und B). Leipzig (Otto Wigand) 1835**

Ludwig Bechstein

ward am 24. November 1801 geboren und erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Meiningen. Das poetische Talent erwachte zwar frühzeitig in ihm, gedieh aber erst in spätern Jahren zur Reife; und da er sich auf der Schule gedrückt fühlte und sich selbst zum Studiren unfähig glaubte, so verließ er das Gymnasium im 17. Jahre und widmete sich der pharmazeutischen Laufbahn. Durch diese mit der Natur innig befreundet, pflegte er mit Liebe die

Himmelsgabe der Poesie, von theilnehmenden Freunden ermuntert, fühlte aber auch bald genug die Fesseln, die sein selbstgewählter Stand dem Dichter nothwendig anlegen mußte. Immer mehr den schönwissenschaftlichen und Geschichtsstudien zugewandt, ohne doch seine Berufspflichten hintan zu setzen, arbeitete er an belletristischen und andern Journalen mit, soviel es seine Zeit gestattete, bis im Herbst 1828 der regierende Herzog von Meiningen aus eigenem Antriebe den Dichter seinen beengenden Verhältnissen entriß und zu fernerer wissenschaftlicher Ausbildung großmüthig unterstützte. Hierauf ging B.(echstein) nach Leipzig, hörte Philosophie, Geschichte u.s.w. und schrieb und dichtete fröhlich fort. Hier wurde es ihm auch leicht, Verleger für seine Werke zu finden, die nun in rascher Aufeinanderfolge erschienen. Manches früher Vorbereitete wurde umgearbeitet und geordnet, z.B. *die Haimonskinder*, *die Weissagung der Libussa* u.a. *Der Todtentanz* wurde in Leipzig gedichtet, ebenso der Sonntag und die Hälfte des Faustus. Nach einem für den Dichter angenehmen, genuß- und lehrreichen Aufenthalt von 1 1/2 Jahren verließ er Leipzig und wandte sich nach München, wo *Faustus* vollendet und *Luther* gedichtet wurde. Mitten in der katholischen Stadt fühlte sich der Dichter so recht innig von dem Glück durchdrungen, Protestant zu seyn, fühlte Luther's großes Verdienst um die Menschheit mehr als je, und so entstand das Gedicht. Im Herbst 1831 kehrte B.(echstein) nach/ Meiningen zurück, erhielt seine Anstellung als Cabinetsbibliothekar des Herzogs, zugleich als zweiter Bibliothkar an der herzogl.(ichen) öffentlichen Bibliothek, und im Jahr 1833 an dieser die erste Bibliothekarstelle. In demselben Jahr wurde er Gründer und Direktor des hennebegischen alterthumsforschenden Vereins.

Schriften:

Sonettenkränze. Arnstadt, 1828.

Mährchenbilder und Erzählungen. m.(it) K.(upfern). Leipzig, ohne Jahrzahl (1829, sk).

Die Weissagung der Libussa. Stuttgart, 1829. 2 Theile

Die Haimonskinder. Gedicht. Leipzig, 1830.

Erzählungen und Phantasiestücke. Stuttgart 1831. 4 Theile.

Die Darstellung der Tragödie Faust von Göthe. Stuttgart, 1831.

Der Todtentanz. Gedicht. m.(it) K.(upfern). Leipz.(ig) 1831.

Novellen und Phantasiegemälde. Hildburghausen, 1832. 2 Theile.

Der Sonntag. Gedicht. m.(it) K.(upfern). Leipzig. Quartfolio. ohne Jahrzahl. (1831, sk)

Arabesken. Stuttgart, 1832.

Faustus. Gedicht. m.(it) K.(upfern). Leipzig, 1833. 4.

Grimmenthal. Hildburghausen, 1833.

Luther. Gedicht. Frankfurt a.M. 1834.

Der Fürstentag. Frankfurt a.M. 1834. 2 Theile.

Des Hasses und der Liebe Kämpfe. Drama. Hildburghausen, 1834.

Phantasieblüthen. Leipzig, 1835. 2 Bände. (unter d. Presse.) (= *Novellen und Phantasieblüthen*, sk)

Mitarbeiter war B.(echstein) an der dolzischen Jugendzeitung, der Hebe, an Ziehner's Idunna, am Komet, an Spindler's Damenzeitung und Zeitspiegel, an Meyer's thüring.(ischen) Merkwürdigkeiten, Schneider's Buchonia, und mehrern andern Journalen und Taschenbüchern.

Unabhängig, durch sich selbst gebildet und seinem reichen Naturell folgend, hat Bechstein in stets fortschreitender Stufenfolge, vorzüglich als lyrischer Dichter, schon von seinem ersten öffentlichen Erscheinen an zu den schönsten Erwartungen berechtigt und ist diesen mit jeder neuen Leistung immer mehr nachgekommen. Eine reiche Phantasie, Herrschaft über die Sprache, seltener Zauber

des Vortrags, wahre, hohe Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne, Innigkeit und Tiefe der Empfindungen sind ihm eigenthümlich, vorzüglich da glänzend hervortretend, wo er bei seiner Neigung für das Mittelalter Stoffe, welche diesem entlehnt sind, behandelt. Durch sein Leben stets mehr auf sich selbst verwiesen, anfangs in beschränkten Verhältnissen sich bewegend, dann plötzlich in das Treiben des Tages hinaustretend, ohne sichere Erfahrung, ohne feste wissenschaftliche Vorbildung, die er erst später sich mühsam erwerben sollte, mußte es ihm unmöglich fallen, sich nicht in der Wahl und Anwendung der Mittel zu vergreifen, und so kam es, daß er in früheren Leistungen mitunter, von dem herrschenden Ton des Tages fortgerissen und diesem huldigend, unklar über seine eigentlichen Fähigkeiten, unwillkürlich copirte, wo er hätte Original seyn können. – Sein gesunder Sinn führte ihn aber stets auf die rechte Bahn zurück, und wenn man mit wohlwollendem Blick, wie das eigentlich stets und bei Allen geschehn sollte, seine poetischen Arbeiten nur als Studien betrachtet, so wird man in jeder ein ernstes, schönes Streben wahrnehmen und gewiß keine ganz unbefriedigt, manche aber nach großem geistigem Genusse aus der Hand legen.

Wir theilen hier mehrere Gesänge aus seinem der Form nach vollendetsten Werke „Luther“ mit, verweisen aber den Leser, der sich näher mit ihm zu befreunden wünscht, auf seinen „Todtentanz“, den „Sonntag“ und seinen Roman: „das tolle Jahr“, so wie ferner auf mehrere seiner Lieder und Balladen, in denen er thüringische Stoffe behandelt, und welche mit Recht höchst ausgezeichnet zu nennen sind. –

Als Proben folgen: *Luthersbuche* (Teil 14 aus dem Epos *Luther*), *Wartburg* (Teil 15 aus dem Epos *Luther*, wurde später berühmt unter dem Titel *Luther auf Wartburg. Canzone*), *Die Schwärmer* (Teil 16 aus dem Epos *Luther*) und *Verbum Dei manet in aeternum* (Teil 24 aus dem Epos *Luther*). (174-178)

Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon. 9. Aufl. Leipzig (Brockhaus) 1843, 2. Band, S. 146/7

Bechstein (Ludwig), Hofrath und Bibliothekar des Herzogs von Sachsen-Meiningen, der Neffe des Vorerwähnten (= Johann Matthäus B., sk), geb. am 24. Nov. 1801 im Meiningischen, widmete sich anfangs, sein Talent gänzlich verkennend und äußern Verhältnissen gehorchend, der Pharmacie und war längere Zeit Gehülfe in einer Apotheke in Arnstadt, bis er durch seine „Sonettenkränze“ (Arnstadt 1828) die Aufmerksamkeit des regierenden Herzogs Bernhard Erich Freund von/ Sachsen-Meiningen auf sich zog, der ihn in Stand setzte, in Leipzig Philosophie und Geschichte zu studiren und München zu besuchen. Im J.(ahre) 1831 wurde er Cabinetsbibliothekar des Herzogs und zugleich zweiter Bibliothekar der herzoglichen öffentlichen Bibliothek. In demselben Jahre gründete er den Hennebergischen alterthumsforschenden Verein, dessen Thätigkeit er mit großer Liebe und sehr erfreulichen Erfolgen leitete und der ihn wiederum zur Herausgabe des „Deutschen Museums für Geschichte, Literatur, Kunst und Alterthum „ (2 Bde., Jena 1842) veranlaßte. Hierauf wurde er 1833 erster Bibliothekar und 1841 zum Hofrath ernannt. B. ist ein fleißiger und ungemein in den verschiedensten Richtungen thätiger Schriftsteller, nur daß sein leichtflüssiges Talent der strengen Feile und seine literarische Wirksamkeit eines festen Mittelpunkts entbehrt. Daher ermangeln seine Productionen eines eigenthümlichen Charakters; doch machen sie im Allgemeinen einen anziehenden freundlichen Eindruck, namentlich bieten seine novellistischen Arbeiten mannichfachen Unterhaltungsstoff. Reinheit und Innigkeit der Empfindung, einfache Anmuth der Darstellung, Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne lassen sich bei ihm nirgend verkennen. Unter seinen

Werken sind vorzugsweise zu nennen: (folgt Auswahl). Für das „Malerische und romantische Deutschland“ bearbeitete er die Section Thüringen, für die er, bei der gründlichen Kenntniß dieses interessanten Landestheils, vorzugsweise befähigt war.

Wigand's Conversations-Lexikon. Für alle Stände. Von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten bearbeitet. Leipzig (Otto Wigand) 1846. Zweiter Band, 165-167

Bechstein, Ludwig, einer unserer fruchtbarsten Dichter, wurde am 24. Nov. 1801 im Meiningischen geboren, und besuchte das Gymnasium in Meiningen. Er verließ dasselbe, um sich der Pharmacie zu widmen. Diese stille Beschäftigung, so hoffte er, würde seinem Wesen und seinem bisher nur bescheiden auftretenden Talente, das ihn nicht auf eine wissenschaftliche Laufbahn hinzuweisen schien, entsprechen. Aber bald fühlte er sich, als sein Wesen sich deutlicher ausprägte und sein Talent eine bestimmtere Richtung auf die Poesie erhielt, gedrückt. Doch vollendete er seine Lehrjahre zu Arnstadt, und trat als Gehilfe in eine Apotheke zu Salzungen. Da hatte er 1829 das seltene Glück, daß der Herzog von Meiningen, durch die Erstlinge seines Dichtertalents, die 1828 erschienenen „Sonettenkränze“, auf ihn aufmerksam gemacht, ihm die Mittel zu einer frei zu wählenden wissenschaftlichen Ausbildung gewährte. B.(echstein) ließ die Apothekerbüchsen stehen, und ging frisch und frei nach Leipzig, und nach anderthalb Jahren, im Herbst 1830, noch für ein Jahr nach München. Er hörte geschichtliche und philosophische Collegien, und schwelgte in köstlicher Muße ion den Armen der Poesie. Als er 1831 nach Meiningen zurückkehrte, wurde er Kabinetsbibliothekar des Herzogs und bald darauf zweiter Bibliothekar der herzoglichen öffentlichen Bibliothek, welche Stelle er 1833 mit der eines ersten Bibliothekars vertauschte. Irren wir nicht, so konnte B.(echstein) kein größeres Glück begegnen. Diese Stelle giebt ihm, ohne seine Zeit bedeutend in Anspruch zu nehmen, und ohne besondern Aufwand bibliographischer Kenntnisse und Mühseligkeiten zu erfordern, Gelegenheit und Veranlassung, sein zum größern Theile autodidaktisches Wissen zu ergänzen und zu erweitern,/ das bei dem verführerischen Mahnen des poetischen Talents leicht in Rückstand gerathen könnte, und bietet ihm, was noch wichtiger ist, die besten Mittel, in seinem Vaterlande immer einheimischer zu werden. Dazu fühlt er selbst den lebhaftesten Drang, und hat daher 1833 den henneberger alterthumsforschenden Verein gegründet. Dies zeigt auch zugleich, daß er sein Talent trotz aller Irrwege, die er in seiner literarischen Laufbahn betreten, doch richtig erkannte. Hier sind wir bei der Hauptbetrachtung angelangt, und haben hier sogleich von B.'s wichtigstem literarischen Werke zu sprechen. Stellen wir uns das schöne, romantische Thüringen vor, mit den Menschen und mit den Sagen, die darin leben, und bedenken wir B(echstein)'s entschieden zum Lyrischen hinneigendes Talent, seine Innigkeit, seine Einfachheit, wer konnte geeigneter sein, diese vaterländischen volksthümlichen Sagen in den Thälern aufzusuchen, dem Munde kindlicher Erzähler abzuhorchen und in alten Büchern nachzuschlagen, und einfach und rührend aufzuschreiben, daß wir es alle lesen können, wer als B.(echstein)? Was konnte aber auch in der jetzigen Zeit, zu deren schönsten Zeichen es gehört, daß sie jene Schätze aus des Volkes Kindheit wieder werth zu halten gelernt hat, dankenswerther sein, als eine Sammlung gerade der reichen und schönen Sagen Thüringens? Dies ist B.(echstein)s Verdienst und entschieden das Hauptverdienst seiner bisherigen literarischen Thätigkeit. Das Werk, von dem 1838 der vierte Band erschienen ist, führt den Titel: „Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes“ (Meiningen 1835–38) und ist einstimmig als gelungen bezeichnet worden. In dem letzten Bande hat er einige Sagen in der plattdeutschen Mundart des Volkes wiedergegeben. So ist es auch sehr erfreulich, daß die Section des „Malerischen und romantischen Deutschland“ (Lpz., G. Wigand), welche Thüringen behandelt, in B.(echstein)s Hände gegeben ist. Sie bildet die 3. Section des Werkes. Ueber B.(echstein)s übrige Werke können wir uns kürzer fassen. Es ist viel Unerfreuliches darunter,

das nach Vielschreiberei schmeckt und von Verkennung des Talentes zeigt. B.(echstein) hat ein schönes Talent, aber er ist kein Genie; als Dichter wird er, das ist unsere Ueberzeugung, immer nur untergeordnet bleiben. Es ist aber unrecht, seiner mißlungenen dichterischen Versuche wegen auf ihn zu schmähen und kürzere und längere Novellen, deren er schon als Apotheker mehrere für verschiedene Journale schrieb, historisch-romantische Gemälde und Dramen. Die Dichtungen sind: [...] (165/6, folgt weitgehend unkommentierte Aufzählung, sk).

Brockhaus Conversations-Lexikon 13. Aufl. Leipzig (Brockhaus) 1882, Bd 2, S. 666

Bechstein, Ludwig, deutscher Dichter und Schriftsteller, Neffe des vorigen (= Johann Matthäus B., sk), geb. 24. Nov. 1801 in Weimar, widmete sich anfangs der Pharmazie, erregte aber durch seine „Sonettenkränze“ (Arnstadt 1828) die Aufmerksamkeit des Herzogs Bernhard von Meiningen, der ihn in den Stand setzte, 1829 in Leipzig und München Philosophie, Litteratur und Geschichte zu studieren, und ihn hierauf 1831 zum Kabinettsbibliothekar und zugleich auch zum zweiten Bibliothekar der herzogl.(ichen) öffentlichen Bibliothek zu Meiningen ernannte. Im folgenden Jahre gründete B. den Altertumsforschenden Verein für Henneberg, der ihn zur Herausgabe des „Deutschen Museum für Geschichte, Litteratur, Kunst und Altertum“ (2 Bde., Jena 1842–43) veranlaßte. Seit 1833 erster Bibliothekar und seit 1840 Hofrat, starb er 14. Mai 1860 zu mMeiningen. Besondere Hervorhebung verdienen unter seinen dichterischen Werken: „Die Haimonskinder“ (Leipzig 1830), „Der Totentanz“ (Leipzig 1831, „Luther“ (Frankfurt 1834, „Gedichte“ (Frankfurt 1836) und das nachgelassene Epos „Thüringens Königshaus“ (Leipzig 1865). Am bekanntesten unter seinen zahlreichen, meist histor.(ischen) Romanen und Novellen sind wohl die vortrefflichen „Fahrten eines Musikanten“ (3 Bde., Schleusingen 1836–37; 2. Aufl., 2 Bde., Frankfurt 1854) geworden. Sonst sind zu nennen: „Das tolle Jahr zu Erfurt“ (3 Bde., Stuttgart 1833), „Der Fürstentag“ (2 Bde., Frankfurt 1834), „Grumbach“ (3 Bde., Hildburghausen, 1839), „Philidor, Erzählungen aus dem Leben eines Landgeistlichen“ (Gotha 1842), „Wollen und Werden; Deutschlands Burschenschaft und Burschenleben“ (2 Bde., Halle 1850), „Berthold der Student, oder: Deutschlands erste Burschenschaft. Romantisches Zeitbild“ (2 Bde., Nürnberg 1850), „Der Dunkelgraf“ (Frankfurt 1854). Ein großes Verdienst erwarb sich B. um die deutsche Sagen- und Märchenpoesie, namentlich um die seiner thuring.(ischen) Heimat. Auf diesem Gebiete veröffentlichte er „Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes“ (4 Bde., Meiningen 1835–38), „Deutsches Märchenbuch“ (Leipzig 1845, 29. Aufl. 1879), „Neues deutsches Märchenbuch“ (Wien 1856, 43. Aufl. 1882), „Mythe, Sage, Märchen und Fabel im Leben und Bewußtsein des deutschen Volks“ (3 Bde., Leipzig 1855), „Thuring.(isches) Sagenbuch“ (2 Bde., Wien 1858). Außerdem hat B. noch zahlreiche Schriften zur Geschichte und Topographie Thüringens sowie auch eine Prachtausgabe des Minnesängers Otto von Botenlauben (Leipzig 1845) und das altdeutsche Gedicht „Der Ring“ (Stuttgart 1851) veröffentlicht.